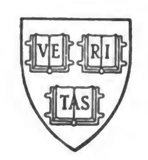
Das sexuelle Problem in Kunst und Leben

Leo Berg




VE
RI
TAS



Leo Berg

Das sexuelle Problem in Kunst und Leben

Stark vermehrte
5. Auflage



Berlin Verlag von
Hermann Walther
Friedrich Bechly
1901.



Verlag von Hermann Walther in Berlin W. 66.

Anfang 1901 erscheint

Leo Berg

Gefesselte Kunst

ca. 12 Bogen 8°.

Preis eleg. broschiert mit künstlerischer Umschlagzeichnung Mk. 2.—.



Inhalt:

Die ungeschriebene Lex Heinze. — Verstümmelte Kunst. — Kunst und Kapitalismus. — Kritik. — Zur Psychologie des Dilettantismus. — Darsteller und Mensch. — Kunst und Sinnlichkeit. — Das Modell und die christliche Moral. — Die Schönheit.

Zugleich erscheint in der Verlagsbuchhandlung **Albert Ahn**, Köln a. Rh.:

Leo Berg



Studien.

Preis elegant broschiert Mk. 3.–.

Inhalt:

Henrik Ibsen. — Ibsen und die Romantik. — Die Tragödie des Egoisten. — Ibsens Epilog. — Ibsen und das symbolische Drama.

Leo Berg

Das sexuelle Problem in Kunst und Leben

Stark vermehrte
5. Auflage



Berlin Verlag von
Hermann Walther
Friedrich Bechly
1901.

Vorwort zur fünften Auflage.

Der Neudruck dieser Schrift, die lange Zeit gänzlich aus dem Buchhandel verschwunden war, ist längst notwendig geworden. Aus äußeren und zum Teil inneren Hindernissen aber konnte er bisher nicht erfolgen.

Ein Autor, der sich nicht zu früh selbst festlegt, der nicht aufgehört hat, sich zu entwickeln und aus sich heraus zu schaffen, wird im Verhältnis zu seinem Werke stets mehrere Epochen durchleben. In der zweiten, wenn er nicht mehr im Werke selbst steht, kommt eine Zeit der Abkehr, Abwehr, der Unfreiheit, die ihn befangen macht, und in der er schlechterdings nicht an diesem Werke arbeiten und nichts mit ihm unternehmen sollte. Je subjektiver ein Werk ist, um so stärker dies Gebot.

Wenn ich heute meine vor zehn Jahren erschienene und vor zwölf Jahren entstandene Schrift über das sexuelle Problem in der modernen Litteratur neu herausgebe, so glaube ich es mit derjenigen Unbefangenheit thun zu können, die mir sogar gestattet, auch das unverändert wieder zum Abdruck zu bringen, was mir heute selbst übertrieben, einseitig, hart erscheint. Auch aus seiner Autorschaft sollte Niemand das Recht herleiten, sich selber zu fälschen. Ich habe, abgesehen von wenigen Anmerkungen, nur ganz Geringfügiges geändert oder gestrichen, meist durch zeitliche Umstände veranlaßt. Hinzugefügt habe ich im ersten Teile nur eine einzige größere Stelle, die Analyse von Strindbergs „Vater“. Dagegen ist das Schriftchen um einen ganzen

Teil und an Umfang fast um das Doppelte vermehrt worden. Die beiden letzten Aufsätze sind im Inhalt und in der Tendenz nur scheinbar und für die, die nicht lesen können, Widersprüche, vielmehr Verfolgungen des Problems in neuen Erscheinungen und psychischen Entwicklungsformen, die im ersten Teile bereits vorgezeichnet sind. Hier findet sich überhaupt manches, das erst durch die Folgezeit wahr geworden ist. Ein innerlich wahres Buch ist nämlich immer auch prophetisch.

Die Aphorismen sind in den verschiedensten Zeiten und Stimmungen entstanden und sind die verdichteten und verallgemeinerten Ausdrucksformen eigner Erfahrungen oder Beobachtungen.

Dies Büchlein hat eigene Erlebnisse gehabt, und wie es durchaus persönlich ist, hat es auch durchaus persönlich gewirkt. Das Leute, deren Beruf es ist, aus sechs Büchern das siebente zu machen, ihm die Kürze und den Mangel an Beweisen und Zitaten vorwarfen, habe ich nur als Lob empfunden. Andere wieder haben sagen zu müssen geglaubt, der Verfasser kennte das Leben und das Weib nicht, oder doch mehr aus Büchern. Ich rede nicht davon, daß Bücher und Kunstwerke doch schließlich auch zum Leben gehören, wenigstens für den, der sie innerlich erlebt. Aber wie? Wer die Liebe als Problem empfindet, der sollte das Leben und das Weib nur aus Büchern kennen? Genug, daß er am Leben und am Weibe gelitten hat!

Berlin, den 27. November 1900.

Leo Berg.

Vorwort zur ersten Auflage.

Ich stelle hier ein Problem zur Diskussion, das ich überall nur aufzeige und andeute, das ich so wenig lösen kann als irgend ein anderer Mann unserer Zeit. Ich sehe die Sphinx, ich bin nicht der Oedipus, der sie in den Abgrund stürzt, weit eher gehöre ich zu den Verschlungenen. Kurz: ich schreibe ohne jede Prätension.

Sollten meine Darstellungen die Leser dieser Schrift, zumal die schönen Leserinnen, mehr verletzen als befriedigen, dann muß dies nicht notgedrungen an mir liegen. Ich kenne mein Schicksal im Voraus: Die Dummen werden mir nicht zürnen, denn sie werden kein Wort verstehen von alle dem, was ich hier sage; die Klugen hingegen unter den weißen Schlangen, die man zuweilen auch Weiber nennt, werden jedes Wort nur zu wohl verstehen und mir eben deshalb feindlich gesinnt sein; sie werden wollüstig die ausgesprochenen Gedanken in sich aufsaugen und mir zum Danke dafür in die Ferse stechen. Ich kenne das und betrachte mich als gewarnt.

Daß ich in einer Broschüre nichts Erschöpfendes geben kann, wird man begreifen. Ich bin bei der Auswahl der Beispiele ziemlich willkürlich verfahren und nahm meistens das heute Nächstliegende. Ich hätte weit bessere herausgreifen können. Ich hätte viel mehr bieten können, und das hätte sich überhaupt alles besser und alles anders sagen lassen; wer wüßte das, wenn es nicht der Autor am besten wüßte! Aber den Vorwurf, daß ich mich mit Zufälligkeiten abgebe, wird mir nicht leicht Jemand machen können, der

diesen Dingen selbst nachgedacht hat und sich einer gründlichen Kenntnis der modernen Litteratur, ihrer Motive, ihrer Tendenzen und ihrer Dichter rühmt. Genug, wenn das Gebotene nur nicht ganz wertlos, wenn die Beispiele nur nicht ganz verkehrt gewählt sind! Wenn nur erreicht ist, was hier allein gewollt sein konnte; wenn ich mir schmeicheln darf, Anregungen gegeben zu haben!

Auch die aphoristische Form wird man mir vielleicht verzeihen. Sie ist nicht ohne alle Bosheit. Aber wenn man jedem Autor seinen Styl läßt, weshalb nicht mir auch den meinen, den boshaften.

Man sieht, ich bin ehrlich. Vielleicht erreiche ich hierdurch, daß auch meine Leser ehrlich werden. Es wäre dies nicht der schlechteste Triumph eines Schriftstellers!

Zur dritten Auflage.

Meine ursprüngliche Absicht, dies Büchlein zu erweitern und zu vervollständigen, kann ich heut weniger ausführen denn je. Denn die erotische Problem-Litteratur wächst lawinenartig. Unter drei hervorragenden modernen Werken ist sicherlich eines der Ergründung sexueller Rätsel gewidmet. Und nicht nur in Frankreich, in Rußland und in Norwegen, sondern auch in Deutschland, dem Lande der besten Tugenden und des besten Weißbieres. Es ist leider auch das Land der gründlichsten Heuchelei in allen Erotizis! Bei allem ungesunden Raffinement, bei aller aufdringlichen Affektiertheit, die viele moderne deutsche Werke derart leider kennzeichnet, muß ich doch die Verpflanzung dieser Litteraturgattung auf

deutschen Boden gutheißen. Ein großer Zug, den ich bewundere, geht durch diese Litteratur: ein Zug von unerbittlicher Wahrhaftigkeit, das Motiv der Rache, ein Hang, intimste Lügen zu entlarven, ein Zug von verwegner Neugier, der dem wissenschaftlichen Forscherdrange nahe kommt, die Freude am verbotenen Wissen, die unbeschreiblichen Schauer seltener und auserlesener Wissenschaften. Während ein großer Teil des modernen Realismus immer mehr in schalen Alltagsweisheiten und platten Lebenstendenzen, die schon schimmlig werden, noch ehe sie auf's Papier kommen, verflacht: hat sich in diese Litteratur gleichsam die letzte Dämonie der menschlichen Seele, der fast allein noch wahre Trotz menschlichen, männlichen Geistes hineingerettet.

Wie kitzlich die guten Deutschen bei aller seit 20 Jahren obligatorisch gewordenen Tugend und Größe in Punkto Veneris sind, des hat mich auch dieses Büchlein um einige Erfahrungen reicher gemacht. Die „mutigsten" Kritiker bewiesen ihre Tapferkeit wieder einmal im Totschweigen. Die vorgeschrittenen Litteraturblätter wußten nichts damit anzufangen. Dagegen fand sich Gelegenheit, es zu plündern! So war es doch wenigstens kein ganz unnützes Buch. In diesem Bewußtsein tröste ich mich und sende es wohlgemut zum dritten Male auf die Reise in die Welt, die die Heuchelei bedeutet.

Und damit abermals Glück auf die Reise und eine gute Ladung interessanter Neuigkeiten aus dem schwarzen Erdteil menschlicher Verlogenheit.

Berlin, den 20. Januar 1891.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Theil.

Das sexuelle Problem

in der

Modernen Litteratur.



Das Recht des Häßlichen.

Schon einmal ist die Klage erhoben worden über „all das Häßliche" in der neuen Kunst. Sie ertönt immer wieder, so oft sich eine neue Entwicklung in ihr vollzieht, weil uns die Augen fehlen zu sehen und die Ohren zu hören, was schön ist und wohlklingt, wie in der Kunst, so vor allem im modernen Leben selbst. Dies Leben ist unschön und widerspruchsvoll, deshalb ziehen wir uns zurück in ferne Vergangenheiten, in die „ideale Ferne!"

Die Häßlichkeits-Frage sollte schon deshalb nicht so viel hin- und herdiskutirt werden, weil uns Abendkindern von Gestern und Vorgestern ja noch die neuen Sinne fehlen, um dies neue Leben, das um uns keimt und springt, zu empfinden und anzuschauen, wie es geschaut und empfunden sein will.

Aber noch weit weniger dürfen wir dieses Neue widerspruchsvoll hinnehmen, blos weil es neu ist. Und vor allem haben wir uns klar zu machen, daß dieses Neue nicht einmal immer ein Neues ist! Freilich auch nicht schlechthin ein Altes, sondern ein krank gewordenes, ein entartetes Altes — ein Gespenst. —

Was ist das schwerste Unglück aller Zeiten, das tragische Geschick der alten und der neuen Zeit? — Wenn die Väter ihre Söhne nicht mehr als Wohlthat empfinden! Oder wenn die Söhne ihre Väter „auf Pistolen fordern!"

O, was sind wir nicht für schlechte Psychologen! Wir machen heute so viel Wesens von „all dem Häßlichen", das die modernen Dichter „mit Vorliebe" darstellen; und uns fällt es gar nicht ein, daß es vielleicht gerade diese modernen Künstler, diese Naturalisten und Impressionisten sind, die zum ersten Mal dieses unser Leben oder doch etwas in demselben als ein unerträglich Häßliches peinlich empfunden haben. Und noch dazu etwas, das allgemein, zierlich ausstaffirt, noch als ein Ideal von Schönheit gilt, z. B. die moderne Ehe; dieses Puppenheim — nun Ibsen empfand es am Ende als eine Höhle aller Laster und Gespenster. Wir spielen uns als die Verletzten und Beleidigten auf, und gerade diese Naturalisten sind einmal in ihren keuschesten Empfindungen, in ihrer Schamhaftigkeit beleidigt worden, beleidigt durch diese sittlich — fromme Gesellschaft; — und nun rächen sie sich, indem sie ihr die schöne Larve vom Gesicht reißen und alle ihre bösartigen Wunden aufdecken.

Vor allem gilt dies von unserem Geschlechtsleben, Es giebt kein Thema, das häufiger, keines das virtuoser behandelt wäre als dieses. Aber es giebt auch keins, das mehr Aufsehen erregt hat und peinlicher empfunden wurde, als ebenfalls dieses. Die berühmtesten Schöpfungen der naturalistischen Dichter behandeln alle dieses und fast ausschließlich dieses. Es ist kein Zufall, daß Zolas „Nana" der meist gelesene Roman und Ibsens „Nora" das am leidenschaftlichsten besprochene moderne Drama werden sollte. Wir können es uns heute vielleicht schon sparen, den Beweis zu liefern, daß Lüsternheit nicht diese Dinge Einem in die Finger spielt. Bei den „Nana's"

und L'Assommoir's, bei den „Gespenstern" und ähnlichen dichterischen Erlebnissen vergeht Einem der sinnliche Kitzel. Es ist vielmehr der Schauder vor etwas nicht Gewußtem aber Geahntem, was die moderne Jugend diesen alten Rattenfängern, und namentlich dem von Skien, folgen heißt; die unheimliche Neugierde des Kranken, der seine nächste Zukunft erfahren will.





Das Problem der verletzten Schamhaftigkeit.

Dein Schleier ist ein Teil von deinem Selbst.
Gyges u. s. Ring.

Wird denn in Zukunft eine anständige Dame überhaupt noch ins Theater gehen dürfen? Diese Frage wird uns beinahe bei jeder Kritik eines neuen realistischen Stückes vorgelegt: und geht man den nächsten Abend ins Theater, dann trifft man sogar die anständigsten, auch wirklich anständige Damen, die im Uebrigen den Zola und die Andern gar nicht als ein „Pfui! Wie reizend!" genießen.

Heuchelte jene Fragerin bloß? Gewiß nicht immer. Sie fühlt ihre Scham verletzt und gleichwohl geht sie wieder zum nächsten realistischen Drama? Wie geht dies nur zu?

Sie muß wieder hingehen, sie folgt nur einer geheimen unbezwingbaren Macht. Es ist die unheimliche Neugierde der Unbefriedigten, der Nichtwissenden und aller Art von Süchtigen.

Vischer rief einmal aus: Wir gleichen in der Litteratur heute alle den Juden und erwarten immer den Messias.

Dies gilt vor allen Dingen heute von den Frauen. Sie wünschen und hoffen, daß in dem nächsten Drama ihre und gerade ihre Rechtfertigung geschrieben sei. Es ist die Sucht aller Enttäuschten, nun, nachdem ihre besten Kräfte verpufft sind, ja keinen Becher mehr ungeleert, keinen Gürtel mehr ungelöst zu lassen.

Weshalb spielt die Schamhaftigkeit im Leben, wie in der Litteratur eine so große Rolle?

Es giebt der Gründe viele. Aber der wichtigste liegt wohl im Spiritualismus des Denkens der modernen Gesellschaft, ihren angeborenen asketischen und priesterlichen Gefühlen. Wir haben völlig die Unschuld in der Natur verloren; und so ward uns die Natur zur Schuld, zur verborgenen und heimlich wirkenden Macht. Es begann sich der Mann zu schämen des Weibes und das Weib vor dem Manne.

Der Mensch — getrennt von der Natur, ohne Kenntnis und ohne Macht über die Natur, das Verlorene suchend und doch nicht wiederfindend, und wo er sich wieder ihr nähert, hinausgestoßen aus dem Paradiese der Unschuld und Natur, nun ewig unselig und dahinsiechend an innerer unbefriedigter Lust — das ist (wenigstens nach der einen Seite) das Problem der modernen Kunst.

Es ist in seiner Totalität aufgefaßt und dargestellt von Zola in „La faute de l'Abbé Mouret“, aber es ist der geheime Hintergedanke einer ganzen Reihe von modernen Romanen und Schauspielen.

Ein Priester, der erst aus Büchern belehrt wird über die sinnliche Natur des Menschen und seine Scham auf's Tiefste verletzt fühlt; ein Mädchen, das erst das Leben der Vögel und Pflanzen belauschen muß, um zu erfahren, was ihm fehlt, und was beide zusammen thun müssen, um ihre Sehnsucht zu einander zu befriedigen; sie, die doch schon wochen- und wochenlang in unmittelbarster Gemeinschaft und Einsamkeit leben! Und als sie gethan,

was erst Sünde ward, nachdem die Natur ihre Unschuld verloren, muß der Priester wieder hinaus aus dem Paradiese und das Leben des Mädchens erlischt in der Natur.

So ist hier in großen symbolischen Zügen die Trennung von Mensch und Natur aufgefaßt, und deshalb habe ich dies Produkt der realistischen Richtung (es ist das bekannteste nicht) vorangestellt.*)

Den zweiten großen Faktor für die Schamhaftigkeit in Kunst und Leben giebt uns Ibsen. Seine Personen, seine Weiber vorerst, haben in einer gewissen Ursprünglichkeit und Lebensfreudigkeit das Leben genossen, bis eines Tages „der Nachtischekel" über sie kommt. Sie schämen sich immer einer That, die Jahre, oft Jahrzehnte hinter ihnen liegt. Ein Gedanke, der einen Schatten über ihr vergangenes Leben wirft, irgend eine Erfahrung, die ihre vollbrachten Thaten und genossenen Genüsse nachträglich zu unlauteren stempelt, läßt sie des Vergangenen sich noch post festum schämen; z. B. Nora, nachdem sie erfahren, daß ihrem achtjährigen Zusammenleben mit ihrem Manne, dem sie drei Kinder geboren, das rechtfertigende Moment der Liebe gefehlt hat; oder Ellida, nachdem sie das Ideal ihrer Mädchen-Sehnsucht mit den Augen ihres Mannes (eines Realisten) gesehen hat (Die „Frau vom Meere"); aber auch schon Hjoerdis,

---

*) Aehnlich behandelt Zola im ‚L'Oeuvre' das Verhältnis des Künstlers zu seinem Objekt. Ich kann in dieser nur wenig umfangreichen Schrift übrigens nur die namhaftesten Beispiele anführen. Ich will aber hier noch an die Scene im „Grünen Heinrich" erinnern, in der Judith und Heinrich, diese närrischen Liebesleute. sich gleichleichfalls nicht herzhaft und in aller Unschuld zu umarmen wagen, sondern „gleich wie zwei junge Katzen" elektrisch zitternd mit den Pfötchen nach einander auslangen, unschlüssig, ob sie spielen oder sich zerzausen sollen. Merkwürdig, daß der letzte große deutsche Humorist in so vielen Punkten den Vergleich mit den modernsten Naturalisten wachruft! Die Sinnlichkeit, die bei jenem nur noch „elektrisch zittert", ist bei diesen völlig erloschen oder ganz entartet.

die Heldin der „Nordischen Heerfahrt", die zu spät erfährt, daß ihr Mann die That der Löwenbezwingung (den Preis ihrer Hand) nicht vollbracht hat.

Man nehme hinzu, daß derartige psychologische Motive nicht beobachtet sein können, sondern innere Erlebnisse des Dichters bedeuten, und man wird einen Begriff bekommen von der fast krankhaften Keuschheit dieser naturalistischen — „Zotendichter."

Einer der Vorgänger des modernen Naturalismus, der Deutsche Friedrich Hebbel*), dem man ja schon vor vierzig Jahren den Vorwurf der Unzüchtigkeit gemacht hat (o, man hat ihn noch immer den Naturalisten gemacht, z. B. dem jungen Werther-Dichter, Kleist, Byron und Heine!), — eben jener Hebbel hat in dem Schauspiel, aus dem ich einen Vers diesem Abschnitt als Motto vorausgesetzt habe, geradezu die Tragödie der verletzten Schamhaftigkeit geschrieben.

Und so komme ich denn auf das dritte Motiv dieses Seelenzustandes für die modernen Menschen und Dichter Ich zitire erst noch ein anderes Wort von Hebbel aus den Nibelungen:

„Ich kann mich nicht an so viel Licht gewöhnen,
Es thut mir weh, mir ist, als ging ich nackt,
Als wäre kein Gewand hier dicht genug!" —

So die aus dem Dunkel des Nordens an den Rhein, an das Licht gekommene Gunther-Braut.

Nackt, wie der Mensch, kommt auch Alles, was menschlich ist, zur Welt. All das Neue in den Empfindungen und Gedanken des Menschen, das eben erst heraufgekommen ist aus dem Dunkel seiner Seele oder, um mit dem Philosophen zu reden, aus dem Unbewußten, schämt sich des Lichtes. Man denke auch an den alten

*) Ich verweise, was den Zusammenhang Hebbels mit dem Naturalismus angeht, auf meinen Aufsatz „Hebbel und Ibsen. Eine Paralelle." („Zwischen zwei Jahrhunderten Frankfurt a. M. 1895".)

Tischlermeister Anton, der es nirgends eng genug haben kann und am liebsten seine Faust zumachen und hineinkriechen möchte, während sein ungerathener Sohn Karl seine Haut, wie einen Klein-Kinderrock abstreifen möchte, „wenns nur ginge!“ Deß eben schämt sich der Alte; es schämen sich noch immer die Väter ihrer nackt in das Leben hineinspringenden Kinder. Und weil sie nicht gleich die passende Garderobe für sie finden oder ersinnen können, ziehen sie sich statt dessen lieber selbst noch ein zweites, ein drittes oder zehntes Gewand an, als gäb's gar kein Gewand mehr dicht genug für sie! Am Ende verstehen sie die Welt nicht mehr und philosophiren über das Wunderbare, indeß die Welt über die Keuschheits-Verletzer und Tempelschänder Anathema ruft!*)



*) Vgl. über dies Thema, Kap. 12 ff. (Theil I) im „Naturalismus“ (München 1892).



Das unbefriedigte Weib.

Ein Vorspiel zum folgenden Kapitel.

Die Thatsache, daß die moderne Litteratur sich vielfach in ihren äußeren Tendenzen und in den Motiven mit der Epoche des „Jungen Deutschland" berührt und die Thorheit der deutschen Realisten sich noch einmal als „Junges Deutschland" und dann als „Jüngstes Deutschland" aufzuthun, hat vielfach den Naturalismus der Modernen mit dem Realismus der dreißiger Jahre in fälschlichen Zusammenhang gebracht und überhaupt zu größeren Irrungen und Verwechslungen Anlaß gegeben.

Oder wird auch heute noch, in unserm medizinischen Zeitalter (einem Zeitalter von lauter Medizin-Menschen, Medizin verschreibenden und Medizin einnehmenden) wie vor zwei Menschenaltern Emanzipation des Fleisches gepredigt? Ist nicht vielmehr der Inhalt aller neueren Werke die Entäuschung des modernen, frei gewordenen, durch sich selbst emanzipirten Menschen? Und ganz besonders eine Enttäuschung der freigewordenen Sinnlichkeit?

Was frommt uns heute eine Emanzipation des Fleisches, wenn wir gar kein Fleisch mehr haben? Es

werden nur Gelüste erregt, die ewig unbefriedigt bleiben müssen und so auf Abwege gerathen*).

Sinnliche Unzufriedenheit ist die allgemeine Stimmung, zumal des Weibes, das ja mit dem Fleische — und des Weibes ist das Fleisch — gleichzeitig mit emanzipirt werden sollte. Vor zwei Menschenaltern wanderten französische St. Simonisten bis nach Aegypten, um das freie Weib zu suchen, um die freie Liebe zu finden, um den freien Menschen zu schaffen.

Und heute? Allgemeine Temperenzlerei! Allgemeine Angstmeierei! Von Ibsens Dr. Rank, dessen Rückenmark für die Jugendfreuden seines Vaters zu leiden hat, bis zu Hauptmanns Loth, der ja nun nachgerade reif geworden ist für den Männerbund, ist nur ein Schritt!

Georg Brandes macht in seiner Geschichte der modernen europäischen Litteratur mit Recht darauf aufmerksam, welche Wandlung in der Litteratur sich dadurch vollzog, daß das junge naive Mädchen, die Liebhaberin (wie sie typisch war in allen ihren Leiden und Freuden, in ihrer Anmuth und in ihrer Tragik in der Gretchen-Gestalt) verdrängt wurde durch das volle, reife Weib von dreißig Jahren — einer allerdings interessanteren Erscheinung.

Die bedeutende Frau spielte plötzlich eine Rolle, wie in der Gesellschaft so in der Litteratur, und als Folie der bedeutenden Frau das unbedeutende Ehemännchen. Ja, was will man! Die bedeutende Frau wurde bald so bedeutend, daß sie sogar das Kunststück fertig bekam, selbst den betrogenen Ehemann, der bislang doch blos Bürgerrecht in der Komödie besaß, für die Tragödie reif und wichtig genug zu machen. Warum doch? Die

*) Solche tiefsinnigen Freiheitsprobleme haben schon den alten Stirner beschäftigt. Was nützt den Hasen die Redefreiheit, was den Schafen Gedankenfreiheit? Vergl. dessen einziges Buch über den „Einzigen und sein Eigenthum".

moderne Frau fing an, an ihrem Ehemanne zu leiden. Das Uebel wurde tragisch!

Das Lied begann mit der bekannten Ehebruchstragödie im großen Stil und dem Ehebruchsroman. Flauberts „Madame Bovary" ist das berühmteste Muster dieser Gattung. Die Unbefriedigte, die Unverstandene, die Erlösungsbedürftige war das ständige Thema der realistischen Schule.

Das typische Schema ungezählter Dramen und Romane war folgendes: Ein sinnlich verlangendes, stolzes und starkes Weib in einer unglückseligen Ehe mit einem galanten, frommen „abgeklärten" Geschlechtsinvaliden — zuweilen auch mit einem fettgemästeten Schweine.

Alles andere ergab sich von selbst. „Ich mußte meinem Manne untreu werden, das stand fest;" so tröstet sich eine dieser Heldinnen, die für Tausende spricht.

Ihre überschäumende Sinnlichkeit konnte der Mann nicht mehr befriedigen, der moderne Kultur-Krüppel als Ehemann konnte selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügen. Seine Feigheit und Philiströsität mußte sich vor ihrem kühneren aufwärts strebenden Abenteurer-Geiste verächtlich machen. Wo giebt es in modernen Kulturverhältnissen eine Ehefrau, die nicht im Stillen ihren Mann verachtet!

Damit war das Unglück geschehen. Der Geschlechterkampf begann.

Das Weib, das ehedem nicht befriedigt werden konnte, will sich nun nicht mehr befriedigen lassen. Es fing an, sittlich zu werden und damit wieder Weib und ungefährlich.





Der Kampf der Geschlechter im Spiegel moderner Poesie.

„Des Mannes ist hier zu wenig: darum vermännlichen sich ihre Weiber. Denn nur, wer Mann's genug ist, wird im Weibe — das Weib erlösen.“

*
* *

... und wer begriff es ganz, wie fremd sich Mann und Weib sind.

Also sprach Zarathustra.

Wenn Weiber verachten. In einer Zeit, in welcher man das Weib nur als liebendes Wesen kannte und alles auf die Grundstimmung der Liebe beim Weibe (und was hat man im Grunde von dieser Liebe gewußt!) glaubte zurückführen zu müssen, meinte man, es gäbe nichts Furchtbareres, Grausameres als Weiber-Haß; sei es der Haß des Weibes gegen ein anderes aus Eifersucht, sei es der Haß des Weibes gegen den Mann aus gekränkter oder verschmähter Liebe! Damals kannte man aber das Weib noch nicht; man wußte nicht, daß es auch Intelligenz, auch Charakter haben könnte! Man war noch Mann's genug, um das Weib immer zehn Stufen unter sich zu sehen!

Allein man täuschte sich. Man hat sich noch immer über das Weib getäuscht, das ein, und zwar das größte

Interesse daran hat, den Mann über sich in Täuschung zu halten. — Inzwischen aber hatte das Weib selbst ein Erlebniß, dessen Spuren und traurige Folgen es nun vielleicht in Jahrtausenden nicht mehr los werden kann. In demselben Grade nämlich, in welchem das Weib aufwärts stieg, sank der Mann; und die Ueberlegenheit war plötzlich auf Seiten des Weibes.

Jetzt aber, und das ist die traurige Erfahrung — da es den Mann noch immer zehn Stufen über sich glaubte, jetzt, nachdem das Weib durch Jahrtausende daran gewöhnt war, den Mann über sich zu sehen, ihn als Schicksal zu empfinden (im ganzen Alterthum, im ganzen Orient, bis scharf an die Grenze der Neuzeit), bemerkte es plötzlich — zuerst im modernen Frankreich —*) daß dieses sein Schicksal ein Spielzeug in seinen Händen sei, daß der Mann in allen Stücken als moralisches, intellektuelles und physisches Wesen tief unter ihm stehe! Wie mußten sich nun alle seine Gefühle im tiefsten Innern umkehren. Es giebt nichts Grausameres, nichts so Beleidigendes und für den Mann Deprimierendes als diese Verachtung des Weibes! Sie steht weit über seinem Hasse. Denn das Gefühl, das hier gebrochen werden mußte, war noch weit stärker als seine Liebe, nämlich sein Hang zu bewundern, hinauf zu blicken! Der konnte nur durch einen gleich mächtigen Hang, den Mann nunmehr

---

*) Das französische, in Klöstern erzogene Weib mit der aufgespeicherten Kraft, der überschäumenden Sinnlichkeit und der zurückgehaltenen Lebenslust, das dann mit Eins in Ehe und Leben eingeführt wird und sich einem Manne vis-à-vis sieht, dessen beste Kraft bereits verausgabt und der nun nicht mehr im Stande ist, des Weibes Liebes- und Lebenslust zu befriedigen (denn das heiratsfähige Alter des modernen Mannes rückt mit jeder neuen Kulturkomplikation höher hinauf): dieses Weib hat als Geschlechtswesen den Mann zuerst verächtlich empfinden müssen, vor ihm hat er sich zuerst und zumeist compromittirt. Beweis: Die moderne französische Litteratur.

eben so tief unter sich zu sehen, abgelöst werden. Das Weib selbst nennt ihn sein Streben nach Gleichberechtigung! Mit dieser bescheidenen Forderung ja traten bisher noch alle neuen Tyrannen auf, z. B. der Bourgeois!

Aber das Weib will nicht nur herrschen, es will sich rächen, ja es muß Rache nehmen an dem Manne. Denn das Weib kann eben alles ertragen an dem Manne, selbst seinen Haß nnd seine Gleichgültigkeit, seine Grausamkeit und seinen Egoismus, nur Eines nicht, daß er sich vor ihr verächtlich gezeigt hat. Denn, „ein Mann mag dem andern seine Feigheit vergeben, nimmer ein Weib," meint Hebbels Judith.

Diese Beleidigung kann es nun in Ewigkeit nicht mehr verwinden!

Das kämpfende Weib. Weshalb ist der Gedanke des kämpfenden, auch des mit dem Leben kämpfenden Weibes so absurd? Weil es ein widernatürlicher Gedanke ist! Das Weib hat stets so viel zu bergen und zu verbergen, zu hegen und zu hüllen, das an jeder freien Bewegung hindert. Jede gar zu kühne Bewegung und allzu kriegerische Lust äußert sich stets in großen Gefahren! Das kämpfende Weib gefährdet die Zukunft des Geschlechtes. Eines Mannes Kind hegen und gegen diesen Mann in kriegerischer Gesinnung leben, was kann es Widersinnigeres geben! Und wer will von Gleichheit reden, wenn der eine Theil sich verdoppeln kann! Die Mutter im Weibe sichert es ein für alle Mal vor jeder Vergleichung und Gleichstellung mit dem Manne.

*　　*　　*

Wer angesichts der beiden Geschlechter noch immer von der Gleichheit der Menschen reden kann — dem ist eben nicht mehr zu helfen! —

* * *

Das Weib ist dasjenige Geschöpf, das immer mit Mitleiden behandelt und geschont sein will. Aus ihm sieht den Mann zugleich sein neugeborenes Kind mit an. Jede Rohheit fällt hier auf ihn selbst zurück, jede Härte trifft ihn selbst.

Die Ehre des Weibes. Den Werth des Mannes bestimmen seine Thaten, den des Weibes seine Kinder. Die best geehrten Weiber in der Geschichte sind noch immer die Mütter großer Männer. In seinen Kindern zeigt uns das Weib, wenn schon nicht allein, so doch gewiß am schönsten, was es an physischen, seelischen, pädagogischen Tugenden, kurz an allem Besten, was es haben kann, besitzt. Die Kinder sind die Ausstrahlungen aller weiblichen Tugenden und Untugenden. Im Grunde genommen, haben ja auch nur Frauen Kinder. — Mit demselben Rechte, mit dem gesagt wird: Die Werke dieses Mannes sind edel, groß seine Gedanken, wie sollte er selbst ein Lump sein, und umgekehrt; mit demselben Rechte darf man auch von den Kindern unmittelbar auf die Mütter schließen. Ausnahmen kommen vor, wiewohl man gegen sie immer sehr skeptisch und auf der Hut sein muß. Es sind dann eben Ausnahmen. Im Allgemeinen jedoch sind die Mütter für ihre Kinder verantwortlich, vorausgesetzt natürlich, was sich hier von selbst versteht, daß keine unsinnige Ehe vorangegangen ist.

Das Weib von dreißig Jahren ohne Kinder. Von hier aus versteht man erst die Kampfstimmung moderner emanzipationslustiger Damen. Die Gereiztheit gegen den Mann, das ewige Gethue und Gerede von entwürdigter Frauenehre. Warum doch entwürdigt? Weil die höchste Ehre des Weibes, die Kinder fehlen. Hier rückt uns Ibsen näher.

Nehmen wir z. B. den Fall „Nora". Vertritt Nora die Natur, ist Nora natürlich? (Die Frage ist berechtigt bei einem Naturalisten.)

Der Instinckt aller Frauen wenigstens spricht gegen sie. Aber man muß nicht die Frau mit dem unbefriedigten Weibe der modernen Ehe verwechseln! Dieses denkt mit Nora, aber dieses ist nicht Mutter.

Dieses Weib von dreißig Jahren, das niemals Mädchen war und niemals Mutter werden kann, dieses zwiefach betrogene Geschöpf, das zwiefach seinen Beruf verfehlt hat! Aber repräsentirt dies Weib, das die moderne Gesellschaft und die moderne Litteratur — neben der Kellnerin — beherrscht, die Natur, ist dies Weib Norm der Natur? Oder ist nicht in jedem natürlichen, jedem weiblichen Weibe, das noch für Kinder disponiert ist, der Mutter-Instinkt der stärkste? Erleidet nicht jedes Weib viel Schlimmeres, Schimpflicheres als Nora, wenn es die Kinder gilt?

Aber hat denn Nora überhaupt Kinder?*) Der Dichter versichert es uns, er bringt sie sogar auf die Bühne. Doch man muß nicht dem Dichter Alles glauben, was er

*) Märchenprinzeßinnen haben keine Kinder, sagt Noras Prototyp, Selma, im „Bund der Jugend" die, wiewohl verheiratet, seelisch gesprochen, wie so manche junge Frau der nordischen Littetatur, noch im Mädchenstande sich befindet. Hier spricht das Nora-Motiv deutlich genug heraus. Aelter geworden und nach mehrjähriger Ehe, beginnt die kinderlose Zeit, und dann die große Abrechnung mit dem Manne.

auf die Bühne bringt. Er müßte uns denn erst beweisen, daß Nora überhaupt Kinder haben kann! Wer sagt uns denn, daß diese drei allerliebsten Würmer nicht am Ende ein Fehler — der Pathologie sind. —

Nehmen wir aber einmal an, Nora habe keine Kinder, jetzt wird uns auf einmal alles wunderbar klar und verständlich.

Ein Weib, das keine Kinder hat und sich bereits dem dreißigsten Jahre nähert, wird stets auf Mittel sinnen, diese Lücke selber auszufüllen, d. h. es wird sich Kinder schaffen — in der Einbildung nämlich. Das Weib muß nun einmal etwas haben und kann es auf die Dauer gar nicht ohne dies aushalten, das es hätscheln und verhätscheln kann, etwas zum Spielen, zum Ziehen, zum Erziehen. Und nun, da ihm die Kinder fehlen, sieht es sich nach irgend etwas um, das es in seinem Herzen adoptieren könnte, das es hegen und pflegen kann, und das nun ganz auf seine Gelüste eingeht, das sich ganz unter seine zarte Hand begiebt. Und was liegt ihm näher als der Mann, das Kind im Manne, das keinem Weibe auf die Dauer verborgen bleibt!

Man sehe sich die moderne Liebe, die Liebe dieser Dreißigjährigen, einmal darauf an. Sie späht immer nach einem jüngeren, unbedeuteren Manne aus. Das Weib, wenn es nicht mehr unbedingt bewundern kann — oder will, muß unbedingt etwas zum Bemuttern haben. Das ist Naturgesetz. Und wehe dem Manne, dem dieses Spiel auf die Dauer langweilig oder unbequem wird! Darüber kann kein Weib hinweg, denn es sieht sich in seinen beiden heiligsten Gefühlen verletzt.

Das Schwierige an diesem Problem ist, daß es kein einfaches Problem ist, daß sich hier zwei der denkbar stärksten Instinkte kreuzen, daß eine mehrfache Instinkt-Brechung und Instinkt-Verschiebung vorausgegangen sein muß, ehe dieses unfruchtbare Weib von dreißig Jahren

herauskommt! Seine Liebe selbst ist eine Rache an der Natur.*)

Es fragt sich nur, ob es nicht weit eher in die Komödie als in die Tragödie gehört!

* * *

Wenn ein Weib den Mann verläßt und wider ihn hadert, weil er nicht männlich und stark und sittlich genug ist, so darf man getrost interpretieren: weil er das erste noch zu sehr ist! Die Frau rennt stets weg, wie die Gouvernante, wenn sie mit dem wilden Racker nicht mehr auskommt. Dann kriegt sie's mit der Sittlichkeit

---

*) Anmerkung. Wenn ich die Frage aufwerfe, ob Nora überhaupt Kinder habe, so thue ich das nicht aus Lust an Paradoxen. Eine Jungfrau, die über das Wesen und Wirken der Jungfrau nachdenkt, ist das überhaupt noch eine Jungfrau? Oder steht sie nicht mindestens im Begriff, ihre Jungfräulichkeit zu verlieren (geistig hat sie das gewöhnlich schon gethan!), oder einschrumpfen zu lassen?

Und eine Frau, die sich Sorgen macht, ob sie für ihre Mutterschaft auch die nöthige Vorbereitung getroffen habe, steht die nicht nahe vor der Gefahr, daß sie gar keine Kinder hätte bekommen können? Die Erfahrung ist jedenfalls nicht neu, daß diejenigen Männer und Frauen, die sich am meisten mit der Kindererziehung beschäftigen, über sie sprechen und schreiben, selbst gar keine Kinder haben.

Auch hat Nora, sowie ihre Stamm- und Seelenverwandte Suava (in Björnsons „Ein Handschuh") etwas so Sprödes, so Unberührtes und Unberührbares, etwas so peinlich Jungfräuliches, daß schon die Frage nach der physischen Voraussetzung dieser drei Kinder berechtigt erscheint.

Das ist Alles Klapperstorch-Psychologie, die ja überhaupt in allen unseren sexuellen Tragödien noch eine gar seltsame Rolle spielt. Wir wissen, daß das Weib an sich keine Kinder bekommt, aber in sämmtlichen Romanen, Frauenemanzipations-Theorien spielt das Weib an sich immer noch eine Rolle. Der Jungfrauen- und Madonnenkult ist psychologisch jedenfalls noch lange nicht überwunden!

und hält ihrem Manne so viele und so starke Moralpredigten, daß er am Ende wirklich wie so ein kleiner begossener Pudel vor ihr steht und sich in der That als den Gefallenen betrachtet. Der Fall „Nora". Sofort aber hat das Weib gewonnen Spiel. Den Gefallenen kann man aufrichten; da giebt es etwas zu verzeihen, zu trösten, zu bessern, zu opfern, zu beschämen — alles weibliche Talente. Der Fall „Suava" in der Ehe.

Freundschaft in der Ehe. Heißt das nicht die Unnatur auf die Spitze treiben wollen? Mann und Weib empfinden sich niemals als gleichartig — und deshalb gleichberechtigt — sondern immer als anders geartet und verschiedentlich privilegiert. Doch Freundschaft besteht nur zwischen Gleichen.

Was die Frau will, und was zu wollen sie ein Recht hat, ist, daß auch ihre Geistigkeit vom Manne anerkannt — ja, was sage ich, anerkannt, das ist schon viel zu viel — empfunden wird; aber gerade als ihre Geistigkeit als weibliche Geistigkeit. Sie will, daß sie der Mann ganz liebt und nichts, auch ihren Geist nicht, vergißt. Alles soll er an ihr lieben, selbst ihre Liebe soll er noch lieben. Die Frau will ganz besessen sein und empfindet es als Kränkung, wenn der Mann auch das Geringste von ihr, z. B. ihren Geist, nicht annimmt; so wie sie ihrerseits nicht des Mannes Geist, sondern das Männliche seines Geistes liebt. Das Weib will vom Manne geachtet sein, und es achtet ihn doch selber nicht mehr. Es bewundert ihn oder es bemitleidet ihn — ein Drittes giebt es nicht, es sei denn sein Haß!

Da es dem Weibe nun aber, wenigstens in seinen jüngeren Jahren natürlicher ist zu bewundern als zu bemitleiden, so macht es sich von Ihm ein Ideal zurecht,

das es bewundern kann, bis eines Tages das Ideal verblaßt — und das Ideal des Mannes von heute verblaßt bekanntlich sehr schnell — nun, und was jetzt folgt, nennt man die Enttäuschungen der modernen Ehe!

Moderne Liebe. Welch ein Problem das moderne Weib mit seiner Liebe! Wie zwiefach ist diese Liebe, wie oft gebrochen, wie regenbogenfarbig! Wer liebt da und wer wird geliebt? Irgend ein Phantom von Ihm von irgend einem Phantom von Ihr. Das Weib liebt nicht, wie es ist, es liebt auch nicht den Gegenstand, wie er sich ihm bietet. Es läßt sich erst schaffen, umschaffen vom Manne, zu irgend einem Idol seines Idols; es muß ihn sich erst selbst schaffen diesen Mann. Wer kann sagen, wo da das liebende Weib aufhört und die Mutter beginnt, wo das umgeworfene Geschöpf und die über das Haupt des Siegers hinwegzischelnde weiße Schlange sich trennen, wo das spielende Kind und wo der Affe im Weibe sich begegnen! Wer weiß das Alles! Aber Eines steht fest, die moderne Frau ist nicht mehr jung, nicht mehr naiv genug, als daß sein Stolz, zumal dem inferioren, impotenten Manne gegenüber, sich mit der zweiten Rolle noch begnügen könnte! Sie will herrschen. Der Mutterinstinkt gewinnt die Uebermacht; sie macht den Mann zum Kinde. Er darf ihr das „Puppenheim" getrost zurückgeben. O, er hat es ihr zurückgegeben! (Strindberg „im Vater"!)

Denn im Grunde herrscht die Frau heut' überall über den Mann, in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Litteratur. Aber nicht, wie sie immer geherrscht hat: als Ränkeschmiedin, als kleine Ursache für große Wirkungen; nein, ihr Geist herrscht heute, ihr mürber, zerbrechlicher, ihr weicher, ihr weiblicher Geist. Der Feminismus in Litteratur und Gesellschaft ist längst konstituiert.

Die Zeit ist jedenfalls nicht mehr fern, daß es als besonders geistreich gelten wird zu sagen: Cherchez l'homme!

Ehedem war es des Weibes Stolz, als ein niederes, tieferes, irdischeres Geschöpf den Mann herabzuwinken. Es zog an, es zog herab, es verführte. Heut will es von oben und von unten und von allen Seiten — als ein Gleichberechtigtes — zu sich heran- und hinanziehen oder vielmehr vom Manne sich anziehen lassen. Das Weib, das um den Mann buhlt, typische Erscheinung des 19. Jahrhunderts. „Schwachheit, dein Nam' ist Mann", sprechen die Weiber unter sich, d. h. die Mutterliebhaberinnen.

Man betrachte die modernen Dichter. Man nehme sie pathologisch — und pathologisch wollen und sollen sie ja alle genommen werden! — z. B. Grillparzer. Wie jämmerlich sind seine Männer! Wie relativ männlich, wie mutterhaft seine Weiblein! Z. B. dieser allerliebste Backfisch Hero. Wie schwesterhaft, wie mutter-, wie ammenhaft ist doch diese kaum mannbare Hero! Wie viel Erwartung, wie viel Sehnsucht, wie viel unbefriedigte Liebe in diesem jugendlichen Geschöpfe, das noch kaum für die Liebe erwacht ist! Für diese Hero giebt es gar keinen Mann im weiten Erdenrunde, für diese Art von Liebe ist nur dieser kleine dumme, dumpfe, stumpfe Knabe Leander der rechte Gegenstand. Diese Art von Knaben liebt nicht mehr, genießt nicht mehr in der Liebe, sondern wird nur noch genossen, verschlungen mit Haut und Haaren. Wer glaubt es, daß dieses Kind Hero etwas vom Vampyr in sich hat, doch ohne es zu wissen. An dieser Unwissenheit geht sie zu Grunde. Ihre überwache Seele schläft ein vor Uebermüdigkeit. —

Wenn das schon die kleinen Mädchen erleben, was hat man da erst von den großen Weibern zu erwarten!

Diese Hero, will man sie kennen lernen, muß man nur einmal mit ihrer gleichaltrigen Liebes- und Leidensgefährtin Julia vergleichen.

Aber man sieht schon, die Julia hat ein Mann geschaffen und die Hero nur ein altes Weib oder ein vertrockneter Hagestolz, was beinahe dasselbe ist. Darum ist auch die Julia ein Weib, ein ganzes, ein volles, ein tiefes, nicht auszuschöpfendes Weib; ein Weib, in das sich noch jeder junge Mann — so wie in die Gretchen und Käthchen und Klärchen — verliebt. Aber wer könnte eine Hero lieben, wer möchte es nur können! Nur dieser dumme plumpe Leander, der nach ihr verlangt, wie ein verirrtes Kind nach der Mutter!

„Das ewig Weibliche zieht uns hinab!" sagt Bleibtreu und das ist zwiefach eine Wahrheit. Hat nicht das ewige Minnen und Girren in der deutschen Litteratur diese ganz weich und weibisch gemacht? Ist der Charakter unserer neueren Litteratur, wenigstens wie er sich an der Oberfläche zeigt, nicht ein ewig weiblicher, d. h. unmännlicher? Hat der ewige Frauenkult den Mann nicht entnervt, entmannt? Nicht noch weibischer gemacht, als das Weib selbst ist? Man sehe sich doch diese modernen Männer, die Dichter-Männer*), einmal auf ihre Männlichkeit hin an! Sie geberden sich, wie hysterische alte Jungfern, wie schwächliche Frauen, die in die Wochen gekommen sind! Ja, eine honette Frau macht gar nicht soviel Wesens von ihrer Schwangerschaft. Sie erträgt

*) Man vergleiche, wie wirkliche Männer unter den Dichtern, z. B. Kleist, Hebbel, Ibsen oder Schiller, Lessing, Byron u. s. w. schufen! Freilich die höchsten Dichter, Shakespeare und Göthe, sind ebenso vollendete Weiber wie Männer. Das „Siegen und Besiegtwerden" geschah Keinem wie Göthe, — d. h. das Mann- und Weib-

dergleichen Tyranneien der Natur gefaßter, fast möchte ich sagen: männlicher!

Aber noch in anderer Hinsicht ist das Wort eine Wahrheit. Das Weib, das wirklich Weib ist, zieht den Mann, der in der That noch ein Mann ist, auch gar nicht hinan — wie sollte es dies auch anstellen — sondern thatsächlich hinab, zu sich, zur Natur, wie Goethe's Wassernixe den Fischer lockt, zu sich, in die Tiefe. „Halb zog sie ihn, halb sank er hin." Wenigstens so lange es noch Naturgesetz ist, daß der Mann das Weib bewältigt! So zieht das Volk den Genius, den Helden zu sich hinab. Aber man muß nicht das einzelne, edle, groß angelegte Weib mit dem ewig Weiblichen verwechseln!

Die Tendenz des modernen Weibes. Nicht nur das Kunstwerk hat eine Tendenz, selbst die Natur ist tendenziös. Vor allem ist es der Mensch selber. Nach dem Wesen eines Menschen, eines Kunstwerkes fragen, heißt das Eine wie das Andere nach ihren geheimsten Absichten und Zwecken, nach ihren Tendenzen erforschen. Wohin steuert sein Wille? Wo ruht seine Kraft? Das Woher? und das Wohin? — es giebt nichts, das uns wissenswerther wäre — eingerechnet natürlich den Weg, der vom Einen zum Andern führt.

---

sein im selben Augenblicke, mit einem kleinen, aber sicheren Uebergewichte des männlichen Teils. Vielleicht besteht gerade darin das Wesen des Genies, daß in ihm die ganze gegensätzliche und getrennte Natur wiederhergestellt ist. Alle andern Geister müssen sich aber mit einer Geschlechtlichkeit begnügen. Und wohl ihnen, wenn diese nur rein und voll ausgebildet ist! Aber vor allem gilt auch hier mit einer einzigen Variation der kleine Sextanervers:

Die Dichtkunst richtet sich mit Recht
Nach dem natürlichen Geschlecht.

Es giebt Menschen von ehrgeizigen, theoretischen, erotischen, sympathetischen und tyrannischen Tendenzen . . . Die Tendenz des modernen Weibes äußert sich in seiner zarten, verlangenden und doch abstumpfenden, weil abgestumpften Fleischlichkeit; Anderer geheimster Wünsche und Zwecke verät ein Auge, der linke Nasenflügel und fast immer die Garderobe. Hier begreift sich auch die Wichtigkeit, mit der seit Menschengedenken das Problem der Kostümierung von Frauen behandelt wurde. Sie eben bietet das Mittel, die verborgenen und vornehmsten Absichten auch wirklich verborgen zu halten, oder auch, wenn's sein muß, zur Vervollständigung des Triumphes sich verraten zu lassen; gegenwärtig z. B., da die ganze verlangende Sinnlichkeit des Tieres „Weib“ endlich am Hervorbrechen ist (sehr zum Unterschiede gegen frühere Zeiten, in denen die männliche Sinnlichkeit die verlangende und die abwartende weibliche die verlangte war) — und die Herrschaft des Weibes mittest dieser aggressiv gewordenen Sinnlichkeit. Die modernen Damentrachten mit ihrer Akzentuierung des Nackt-Geschlechtlichen, des bewußt Weiblichen, mit ihren übermütigen Anmerkungen über das Schwächegefühl des modernen Mannes — das sind die offen zu Tage tretenden und ohne Scham ausgesprochenen Tendenzen des Kunst- und Naturwerks „Weib“ dem Manne gegenüber. Es hatte gemerkt, das es anfangs durch jede weitere Umhüllung und darauf in natürlichem Rückschlage durch jede weitere Enthüllung stärker, siegreicher und unwiderstehlicher wurde über den Mann.

Der Triumph des Weibes durch die Sinnlichkeit und der zwiefache Genuß in diesem Triumph — das war sein letzter Endzweck, seine eigentliche Tendenz. Dies zu erreichen, mußte es klug sein, wie die Schlange, mußte es glatt sein, wie die Schlange, mußte beweglich sein, wie die Schlange. Und es ward klug, glatt und beweglich

wie die Schlange. (Die Bibel bedient sich einer Tautologie; sie läßt den Mann verführen durch das Weib und die Schlange. O, es genügt schon des Einen! Das Weib umfaßt Beides, die Schlange ist nur ein Unterbegriff.) Das Weib entdeckte seinen Dämon und faszinierte. O, nicht durch seine Schönheit, wie man sich immer einbildet, mindestens nicht durch diese allein! Und der Mann, dieses starke und stolze Tier, schmiegte sich, wie geblendet und vergewaltigt zu seinen Füßen, noch glücklich, ihm seinen Rücken zu höchst gefälliger Drauftrampelung darbieten zu können.

Unter der Herrschaft und Führung des Weibes verweichlichte und verweiblichte sich die moderne Kultur und schließlich auch der Mann. Ganze Kulturgebiete der letzten Jahrhunderte sind Ausflüsse weiblicher Eitelkeiten. Es bot dem Manne alle Süßigkeiten, es ließ ihn seine Blicke sich stumpf bohren an ihren Reizen, es koste ihn und schmeichelte ihm so lange, bis es ihn so in seiner Gewalt hatte, daß es ihm ganz getrost die allerliebsten Füßchen auf den Nacken setzen konnte! Die Tendenz des Mannes dem Weibe gegenüber kommt in einer ganzen Reihe von modernen Kulturerscheinungen zu Tage. (In der Kunst, in der Gesellschaft, in den Sitten, vor allem in der Ehe, in der Erziehung. Die Ehe in der modernen Form ist eigentlich um des Weibes willen allein geschaffen. Sie ist die erste und wichtigste Etappe weiblichen Imperiums. Die moderne Jugenderziehung, die fast ausschließlich in der Hand von Frauen liegt, ist einfach ein Unglück. Sie verkennt, versteht nichts und will nichts verstehen von dem Männlichen im Knaben. Sie erzieht ihn stets nach *ihrem* Ebenbilde und entmannt ihn, noch ehe er Hosen zu tragen bekommt. Dies zu verhindern giebt es nur ein Mittel, ein hartes freilich und ein verzweifeltes, aber nothwendiges; die Knaben von dem Tage an, da sie entwöhnt werden, möglichst vollständig dem Einflusse der

Frauen zu entziehen, auf daß der Mann wieder mannbar werde und auch dem Weibe hinfort als Mann begegne! In der Erziehung der Knaben und im Umgange mit der männlichen Jugend verrät das Weib einen Stumpfsinn und eine Brutalität und schließlich auch eine Gewissenlosigkeit, die dem tiefer Blickenden denn doch Hochachtung vor dem „zarten Geschlechte“ einflößt. Aber allerdings man muß sehr tief blicken und einen Sinn haben für die feinsten Subtilitäten und einen anderen für die gemeinsten Bestialitäten im Weibe. Unsere modernen Naturalisten sind in dieser Hinsicht häufig außerordentlich feinsinnig!)

Die modernen Männer wurden alle einmal Lotophagen an irgend einem weiblichen Busen, und bei dieser Gelegenheit vergaßen sie ihrer Kraft; sie vergaßen das Ziel ihrer Fahrt, ihre Zwecke und ihrer Absichten und versanken in nichtige Träumereien. Diese Gelegenheit benutzte das schlangenkluge Weib, und es ward Herrscherin.

Kunst und Liebe. Wenn man so häufig spricht: Der moderne Künstler (der Naturalist) will Natur, so hat das schon seine Richtigkeit. Man muß nur das Wort will betonen. Er will sie, er verlangt nach ihr, wie der Mann nach dem Weibe. Und gerade was er an ihr liebt, weshalb er sie will, das raubt er ihr, sobald er sie hat: die Jungfräulichkeit, die Unberührtheit Die Natur ist, sobald sie der Künstler hat, schon nicht mehr Natur, sowie das Weib in des Mannes Armen nicht Jungfrau, nicht mehr reines Weib ist. Es wird männlich, wissend. Es tritt gleichsam aus der Gemeinde der Weiber aus und schlägt sich zum Manne. — Auch die Natur verliert ihre Unschuld in den Händen des Künstlers. Er durchgeistigt sie, und sie hört auf, reine Natur

zu sein. Der moderne Künstler identifiziert sie beide, das Weib und die Natur. In der Mehrzahl moderner Poesieen vertritt das Weib geradezu die Natur . . . In der naiven Kunst ist die Natur gleichsam wie ein Kind, das Neugeborene, eben Entsprossene; in der sentimentalischen ist sie Weib, die Umworbene, Gepriesene, die Ersehnte und Gefreite, meist aber nicht Gewonnene und, wenn schon Gewonnene, doch sehr bald Verlorene; — schnippisch oder hochmütig giebt sie ihrem Freier einen Korb, und das Geflenne geht los — daher die Sentimentalität. Was geschah nun? Der Künstler sagte sich: Der Jungfer mußt Du auf andere Weise beikommen! Zeig ihr, daß Du ein Mann bist! Und er zeigte es ihr, er bezwang sie; und sie verheiratete sich mit ihm, d. h. sie mußte sich mit ihm verheiraten. Es geschah um des öffentlichen Anstands wegen! Damit ist die naive und sentimentalische Kunst nicht aufgehoben. Aber diese Unterscheidungen sind jetzt Privatsache geworden. Jeder hat ja wohl noch einmal seine Kindheits- und Schmachtlappenperiode. Die Kunst selbst ist aus beiden Epochen heraus. Sie ist eine ganz legitime und wohlanständige Ehe, in der zwar einstweilen das Weib sich alle Mühe giebt, den Mann unter'n Pantoffel zu kriegen, in der aber schließlich doch stillschweigend, voll Zärtlichkeit freilich und mit aller Höflichkeit gegen sein ehrbar Gemahl, der Mann das Kommando übernehmen wird. Ist er's ja doch, der für Kinder und für die Kinder zu sorgen hat! Gegenwärtig aber befinden wir uns noch in dem Stadium, in dem das Weib energischst um ihre Pantoffelherrschaft ringt.





Der Feminismus in der modernen Litteratur.

Ein Zick-Zack-Essay.

Vielleicht schüttelt manche schöne Leserin, die mir bis hierher gefolgt ist, den Kopf. Was soll man denn dazu sagen? Bisher haben die Dichter nichts Schöneres, nichts Süßeres, nichts so Beseligendes zu singen gewußt, als die Liebe, als vom Bande, das den Mann mit dem Weibe und das Weib mit dem Manne verbindet. Und nun wird uns erzählt von einem heillos ausgebrochenen Kampfe zwischen Mann und Weib. Wie ist das zu verstehen?

Ob dieser Kampf, der im Geheimen zwischen den Geschlechtern tost (in der Familie, in dunklen Nächten und vor allen Dingen in den Köpfen der Beteiligten), schon ein so unheilbarer, ob schon jetzt die Kluft unüberbrückbar ist, wage ich selbst nicht zu entscheiden. Wohl aber ist dies Faktum in der Litteratur nicht mehr zu übersehen, noch zu verschweigen. Dieser litterarische Geschlechterkampf ist auch gar nicht von Heut und Gestern.

Freilich die olympische Heiterkeit unserer klassischen Periode vermochten solche düsteren Bilder noch wenig zu trüben. Aber schon hart an der Schwelle des neuen Jahrhunderts spielt sich solch eine tragische Gigantomachie

in Kleist's Dramen und Novellen ab, dessen „Marquise von O * * *" schon das Problem der wider Wissen und Willen zur Mutter gemachten Frau behandelt; und zwar ganz in dem Sinne der modernen Naturalisten, mit derselben feministischen Tendenz. Energischer, krankhafter und bewußter als hier oder im „Amphitryon" stehen sich die beiden Geschlechter gegenüber in der „Penthesilea": — beide gleich schön, beide gleich heldenhaft, nur im entscheidenden Moment mit einem Ausschlag gebenden Uebergewicht der Frau, deren empörte Seele (man begreift jetzt schon, weshalb empört!) ihr schließlich den Sieg und Beiden den Untergang bereitet.

Das zweite große Schauspiel dieser Art ist Hebbel's „Judith". Wie Penthesilea in Achill den ersten und einzigen Mann auf ihrer Siegesbahn antrifft, so geht es Judith mit Holofernes, so Brunhild mit Siegfried. In Hebbels „Tagebüchern" findet sich eine Stelle, die ein helles Licht auf beide Heldinnen wirft:

> „Das Weib muß nach der Herrschaft über den Mann streben, weil sie fühlt, daß die Natur sie bestimmt hat, ihm unterwürfig zu sein und weil sie nun in jedem Falle prüfen muß, ob das Individium, dem sie sich vis-à-vis befindet, das ihm seinem Geschlechte nach zustehende Recht auszuüben vermag. Sie strebt also nach einem Ziel, das sie unglücklich macht, wenn sie's erreicht — und das sie unbefriedigt läßt, wenn sie's nicht erreicht."

Es ist ein Auflehnen des Weibes gegen den Mann, ein Kampf ums Vorrecht, der uns hier und überall in ähnlichen Werken dargestellt wird.

> „In dir und mir
> Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
> Den letzten Kampf um's Vorrecht ausgekämpft."

Natürlich, ohne alle Rennomisterei geht es schon bei Hebbel nicht ab. Der letzte Kampf? Und wenn er am Ende nur ein Vorgefecht gewesen ist!

Man prüfe darauf die modernste Litteratur. Ich greife gleich das krasseste Beispiel entarteter Geschlechtlichkeit und wahnsinnigen Feminismus heraus, Sacher Masochs „Venus im Pelz". Das ist schon slavische Weiberrasse, eine Serie von Katzen und Schlangen und Tigerinnen, wie wir sie mit Entsetzen nnd Bewunderung bei den Russen antreffen. Hier ist sogar der Kreislauf schon nahezu vollendet. Der Mann in der Sklaverei des Weibes, geschlagen, getreten, gemißhandelt vom Weibe und selbst noch die Rute küssend, die geschlagen, selbst noch nach den Fußtritten und Mißhandlungen des Weibes wollüstig schmachtend.

„Sie wissen, daß ich jeden Mann tödte, der mir zu nahe tritt," sagt eine Sklaven-Natur in einem Drama Sacher Masochs „Unsere Sklaven", „aber von einem schönen Weibe mißhandelt zu werden, das ist mir Genuß. Madeleine ist so ein kleiner Dämon nach meinem Geschmack."

Eben dieser kleine Dämon nach seinem Geschmack — über den Geschmack ist bekanntlich schlecht streiten — äußert sich also:

> „Wir Frauen sind nicht dazu da, um zu lieben, sondern um uns lieben zu lassen. Der Mann wird uns dann anbeten, wenn wir den Fuß auf seinen Nacken setzen."

Was sagen unsere Minnesänger zu diesem kleinen — Dämon? Hören wir diese pikante Dame noch ein wenig weiter:

> „In meiner Natur ist etwas von einer Despotin. Wenn ich dann von einer zweiten Katharina las, wie sie mit keckem Fuß über den Nacken des Gemahls zum Throne schreitet . . da faßte mich der Dämon — ich wollte etwas Großes thun, ich lechzte nach Blut wie eine Tigerin, ich wollte Köpfe fallen machen, gebieten, unterwerfen, knechten und befreien, Tyrannen morden, Sklaven peitschen, ein Volk zu meinen Füßen sehen . . ."

Madeleine ist offenbar über den „Beruf des Weibes als Mutter, Gattin und Jungfrau“ mangelhaft unterrichtet. Aber es ist nicht ohne Interesse, solche ungebildeten Kobolde ein wenig schwatzen zu hören. Man lernt auch immerhin etwas über „Wesen und Wirken der Jungfrau“ von ihnen — nämlich wie sie ist, nicht wie Gouvernanten und Pensionsvorsteherinnen sie wünschen.

Der Naturalismus und die Frauenfrage. Des Kampfes zwischen den Geschlechtern haben sich nun vor allem die modernen Naturalisten bemächtigt. Die Frommen und Guten unter ihnen (man weiß gar nicht, wie fromm und gut Naturalisten sein können!) aus Liebe und Anhänglichkeit gegen ihre Gouvernanten, die Andern — aus Naturalismus, und Andere wieder — aus andern Gründen.

Man wollte zurück, also ging man zum Weibe, diesem Stück Natur unter den Männern. Genau wie im vorigen Jahrhunderte nach dem leuchtenden Beispiele Rousseaus. Bei dem Weibe weniger Unverfälschtheit der Gefühle (man muß über diesen kitzlichen Punkt aber nicht mit den Frauen selber sprechen; die wissen es freilich — besser!); der Mann ist theoretischer, und mithin weiter von der Natur entfernt. Die Natur ist ja selbst ein Weib, der Geist aber zum Glück trotz Schopenhauer noch masculini generis. Der Mann aber ist in der Macht. Aus seiner Unnatur heraus herrscht er über das Weib, herrscht er über die Gesellschaft; er kennt andere als von der Natur vorgeschriebene Gesetze, er ist konventioneller (das weiß nun wieder die Frau leider — „besser“), er hat mehr unnatürliche Rücksichten zu nehmen, er ist feiger. Mithin ist der Naturalismus gegen den Mann.

Es ist doch schade, daß es heute so wenig bedeutende Realistinnen giebt, die ihr Geschlecht etwas besser kennen! Das Lied würde anders klingen.*) Für das Weib ist nämlich der Mann die größere, unverfälschte Natur; — doch das würde zu weit abführen in andere Gebiete.**)

Der Kampf um's Mutterrecht. In den bisher angeführten Beispielen war immerhin doch das Bewußtsein, wenn auch noch so getrübt, von der ursprünglichen Kraft und Herrschaft des Mannes. Es war Heimtücke des Weibes aus Bosheit über die an ihm ausgeübte Gewalt.***) Es sind sozusagen die harmlosen Episoden aus dem Kampfe der beiden Geschlechter um die Vorherrschaft (Matriarchie), der eigentlich ein Kampf um das Gatten- und um das Mutterrecht ist; — unter der Vor-

*) Inzwischen sind freilich einige tüchtige und ehrliche Realistinnen auf den Plan getreten, und das Lied hat anders geklungen. Ich nenne vor allem Frau Laura Marholm, die noch immer der beste Mann unter den Weibern ist. Neuerdings hat uns sogar ein halber Backfisch die hübschesten Bekenntnisse gemacht (Marie Madeleine). Aber im allgemeinen kommt die Frau doch nicht aus ihrer Natur heraus und sinkt seelisch zu schnell, wenn sie eine gewisse Schranke durchbrochen hat. Entweder sie ist nur hysterisch, oder sie wird nur frivol (das Schweinchen im Weibe entwickelt sich jedenfalls üppiger als das im Manne), oder sie ist vom erotischen Größenwahnsinne befallen: wieder eine Folge der Entbehrung und des Madonnenkults).

**) Vergl. des Verfassers Buch über den „Naturalismus". München 1892. Vergl. Tl. I, Abschn. I.

***) Das Weib rächt sich an dem einzelnen, jämmerlichen Manne, weil er ihm nicht gehalten, was es vom Geschlechte erwartet, oder weil dieses sie zu sehr in seiner Macht hat und sie sich nun freut und übermütig wird, der Macht im einzelnen Falle durch die Schwäche des Mannes entronnen zu sein.

herrschaft des Weibes wird nämlich der Mann sofort zum kleinen Kinde.

Das wird ganz offen ausgesprochen und radikal durchgeführt in Strindbergs Schauspiel „Der Vater“.

Hier bekennt die weibliche Heldin sehr ungenirt, daß ihr der Mann sofort widerwärtig sei, wenn er ihr als Mann entgegentrete; denn, sagt sie einmal, sie könne keinen Mann ansehen, ohne sich ihm überlegen zu fühlen. Das kommt wohl daher, meint die alte Amme des ausgewachsenen Säuglings, „daß alle Männer die Kinder der Frauen sind, die großen wie die kleinen.“

„Die Mutter war deine Freundin, aber das Weib deine Feindin, und die Liebe zwischen den beiden Geschlechtern ist ein Kampf.“

Als seine Mutter hatte Laura ihren Mann geheirathet, weil er ihr gegenüber immer das willenlose Kind, der Gehorchende, der Hinaufblickende war. Aber „die Mutter wurde die Geliebte! Abscheulich!“

Hier ist nun der Mann bereits völlig zum kleinen Kinde degradiert.

Es handelt sich in dem Stücke selbst um das Bestimmungsrecht über die Kinder.

Und das Weib bleibt Siegerin.

Ganz konsequent und wunderbar fein richtet sich der Kampf in dem Schauspiele gegen des Mannes Intelligenz, die zu brechen und somit den Mann im Manne zu vernichten, Dummheit, Frummheit und Gemeinheit sich verbinden. Der Mann wird als unmündig erklärt und in's Irrenhaus gesteckt; das Weib hat freien Spielraum und die alleinige Macht über das Kind.

Neben dem Hauptmotive (dem Todhaß und Verzweiflungskampf der Geschlechter) kommen fast alle großen und tragischen Grundmotive der modernen Dichtung vor, die sich nur z. T. gegenseitig aufheben oder in ihrer

Wirkung zerreiben, besonders wo die generellen durch die individuellen, nur hier giltigen, gekreuzt werden.

1. Das Eltern-Motiv, das Bestimmungsrecht über die Kinder. (Wer giebt dem Kinde die Richtung?)

2. Das Motiv der Unfruchtbarkeit (die Männer haben keine Kinder, nur Frauen haben Kinder. Der Mann weiß nie, ob er der Vater seines Kindes ist. Schließlich wird er wirklich unfruchtbar. „Die den Hahnenschrei von sich gaben, waren keine Hähne mehr, sondern Kapaunen, und die Hennen antworteten auf den lockenden Ruf." Und die geistige Schöpfung des Mannes wird vom Weibe entwertet, vernichtet, aufgehoben.)

3. Das Unsterblichkeitsmotiv. (Der moderne Mensch hat keinen anderen Unsterblichkeitsglauben als das Fortleben in seinen Kindern und Werken. Er steht also kahl da und wird vom nächsten Blitze ausgelöscht werden.)

4. Das Motiv der Treue (das alte Lied von der Untreue, Falschheit, Unzuverlässigkeit der Weiber).

5. Damit verbunden das Motiv der Ehre (die Tragikomödie des Hahnreis).

6. Das Tschandala-Motiv. (Der Kampf mit einer neuen, fremden, barbarischen Natur; das Weib siegt über den Mann wie der Pöbel über den Genius, weil es noch im Stande der Kulturrohheit sich befindet und mit Waffen kämpfen kann, deren sich der Mann scheut und deren Anwendung er bereits vergessen hat; man vgl. Strindbergs Roman „Tschandala".)

7. Das Dekadanze-Motiv. (Des Mannes Willen ist gebrochen, sein Geist gestört, er fühlt sich überwunden, noch ehe er zu kämpfen begonnen, fasziniert vom Weibe, dem Feinde, und leidet an Verfolgungswahn.)

Der Erinnyen-Chorgesang all dieser Motive gellt lang in der aufgewühlten und zugleich niedergeschlagenen Seele nach. Wir haben gleichsam die Urtragödie der Gesellschaft vor uns, die Kompliziertheit des Modernen

aufgelöst und die Teile wieder in das alte Chaos zurückgeworfen. Die Urwüchsigkeit der Zustände und Leidenschaften verbunden mit einem analysierenden Verstande seltener Art macht dies Stück zu einer der interessantesten und bedeutsamsten Erscheinungen der ganzen modernen Litteratur und seinen Verfasser zu einem der großen Ecksteine der menschlichen Entwicklung, der, wie Heine, Rousseau, der heilige Augustinus, beinahe die ganze Problematik seiner Zeit darstellt.

Auch dies Stück (das Stück einer dumpfen, verzweifelten und schauerlichen Erotik und Geistigkeit) kämpft gegen Gespenster; auch dieses Drama zerstört eine Religiosität, die Religiosität des ewig Weiblichen, vor der noch Ibsen Halt machte.

Die Verehrung des Weibes — „das sitzt wie Religion im Körper.“

Das hohe Lied von der Kokotte. Wie jedes Thema, dessen sich Emile Zola bemächtigt hat, ist auch dieses, das sexuelle und feministische Problem, von Niemandem größer, konsequenter und rücksichtsloser — daher eben auch so abstoßend und beleidigend — behandelt worden als vom Großmeister des Naturalismus, dem entschlossenen, unermüdlichen und starken Arbeiter auf dem Ackerlande moderner Kulturen. Der Mann eine Beute weiblicher Genußsucht, weiblicher Eitelkeit und Herrschsucht. Die Dirne auf dem Throne, von einer Schaar feiler und geiler Sklaven angebetet und unterthänigst verehrt. Das ist das Thema der „Nana“.

Ich zitiere die krasseste und widerlichste Stelle. Sie ist deutlich genug, um für sich selber und zugleich für hundert Zitate mitzusprechen:

„. . . Ein Schwindel wie von Trunkenheit überfiel den Grafen Muffat, wenn er in Nanas Zimmer trat ... Dies Weib beherrschte ihn mit dem eifersüchtigen Despotismus eines zornigen Gottes, indem sie ihn bald zittern machte, bald ihm Augenblicke heftigsten, krankhaften Entzückens gewährte . . . Und immer, trotz allen Widerstreits seiner Vernunft, fühlte er sich im Zimmer Nana's wie von Wahnsinn ergriffen und ließ sich überwältigen vom Geschlecht . . .*)

Und da Nana ihn so widerstandslos ergeben wußte, feierte sie ihren tyrannischen Triumph . . . Wenn sie bei geschlossenen Thüren mit ihm allein war, bereitete sie sich das Freudenfest der Erniedrigung des Mannes. Anfangs hatten sie nur gescherzt; sie gab ihm leichte Schläge, machte ihn in ihren tollen Einfällen willfährig, ließ ihn stottern wie ein Kind und einzelne abgebrochene Phrasen nachsprechen . . .

Oder auch sie machte einen Bären, indem sie im Hemd auf allen Vieren auf dem Pelzwerk herumkroch und sich mit Brummlauten gegen ihn wandte, als wollte sie ihn auffressen, sie biß ihm sogar im Scherze leicht in die Waden . . . (Dann ließ sie ihn einen Bären machen, schimpfte ihn aus u. s. w.)

. . . Dann aber, eines Tages, als er wieder den Bären machte, stieß sie ihn so heftig, daß er gegen ein Möbelstück fiel, und als sie wahrnahm, daß er sich an der Stirn eine große Beule geschlagen hatte, brach sie in unwillkürliches Gelächter aus. Und von nun an behan-

*) Die punktirten Stellen enthalten einen Vergleich der Geschlechtsmacht, die Nana auf den Grafen ausübt, mit der Macht der katholischen Kirche. Nana und der Katholizismus! Welch Zynismus! Aber auch welch Tiefsinn! Der Feminismus als Ausfluß des Christentums, der altruistischen Weltanschauung, des mittelalterlichen Minne- und Madonnen-Dienstes! Da ist mehr als ein ursächlicher Zusammenhang!

delte sie ihn als Tier, schlug ihn und verfolgte ihn mit Fußtritten.

‚Vorwärts! Vorwärts! Du bist das Pferd! Dia! Hü! Elende Mähre, willst Du mal laufen?‘

Ein andermal wieder war er ihr Hund. Sie warf ihr parfümiertes Taschentuch an das andere Ende des Zimmers und er mußte es holen und mit den Zähnen aufheben, indem er auf Händen und Knieen hinkroch.

‚Bring schön, Cäsar! Warte, ich will Dir helfen, wenn Du nicht rascher bist! Sehr gut, Cäsar! Brav, artig, schön aufwarten!‘

Und er liebte seine Erniedrigung, und empfand einen Genuß, ein Vieh zu sein. Er wünschte sogar noch tiefer zu sinken und schrie:

‚Schlag stärker zu! Wau! Wau! Ich bin wütend, schlag doch zu!‘ . . .

Plötzlich erfaßte sie die Laune, von ihm zu verlangen, er solle eines Abends in seiner großen Kammerherrn-Uniform zu ihr kommen. Und als er diesem Wunsche willfahrte, fand sie kein Ende des Lachens und Spottens über diesen ganzen Anzug . . . Immer lachend, erfaßt von einer Mißachtung der Größe, von der Lust, ihn zu erniedrigen in dem feierlichen Gepränge dieses Kostüms, stieß sie ihn, kneipte sie ihn und rief ihm zu: ‚Lauf doch, Kammerherr!‘, welchen Ruf sie mit Fußtritten begleitete; und diese Fußtritte galten gleichzeitig auch den Tuilerien, der Majestät des kaiserlichen Hofes, welche hoch oben thront über der Furcht und der Erbärmlichkeit Aller.

„. . . Und da der Kammerherr nun entkleidet war und seine Kleider auf dem Boden ausgebreitet lagen, befahl sie ihm, darauf zu springen und er sprang; sie befahl ihm, darauf zu spucken und er spuckte; sie befahl ihm, auf die Goldborten, auf die Adler, auf die Orden zu treten, und er trat darauf. Huit! Nichts war mehr

da, sie zerstörte Alles. Sie vernichtete einen Kammerherrn, wie sie ein Parfum-Fläschchen oder eine Konfektschale zerbrach . . ."*)

* * *

Auch hier wieder der Mann blöde und kindisch gemacht unter dem stumpfen Stachel eines durch die Wirkungen ihres schönen Leibes übermütig gewordenen Weibes. Zum Glücke handelt es sich aber hier um einen Mann, an dem wenigstens nicht viel zu verlieren war, der zur Klasse jener Männer gehört, welche wir der Knechtschaft und Vernichtung durch das Weib überließen, wenn nicht das Weib gewöhnlich klug genug wäre, gerade diese Männer nicht zu vernichten und vielmehr als Stufe zu benutzen, um über sie aufwärts zu steigen zum Throne. Denn gerade diese Art sklavischer Kreaturen, geiler Lüstlinge, seniler Liebhaber ist es, die den Hochmut des Weibes wachkitzelt, es seine Macht fühlen läßt und anstachelt, diese Macht auf alle Männer zu übertragen.

Auch Nana handelt instinktiv aus Rache: erstens am Manne schlechtweg, zweitens speziell am reichen und vornehmen Manne, dem Roué. Sie, das arme Mädchen aus dem Volke, summt als „giftige Fliege" in den üppigen Gemächern der männlichen Lebewelt umher und vergiftet die ganze Gesellschaft.

Gleichsam das männliche Gegenstück zu Nana ist ihr Bruder Jacques, der Held in Zola's späterem Roman „La bête humaine", der durch den Anblick von weiblichen Nuditäten (sehr im Gegensatz zu andern Männern!) zu wahnsinniger Mordlust gereizt wird. Das Weib ist seine

*) Die Uebersetzung dieser Stelle ist von Osk. Welten, seinem Buche „Zola-Abende" entnommen.

Feindin, wie der Mann Nana's Feind ist. Sie haben sich gegenseitig unverzeihlich Böses gethan. —

Eine wahre Orgie der Ausschweifung bietet Zola's Jugendroman „La confession de Claude". Bei einer Tafel sitzen sie zusammen, die drei Typen des Kokottenthums: Laurentia, die schöne Schamlose in ihrer Reife und Freiheit; Paquerette, die widerliche, abgediente Alte, und Marie, das in ihrem Kokottenthum gleichsam unschuldig gebliebene Kind, das sich nur wohl fühlt, wenn es nackt umherlaufen kann. „Diese drei Frauen bildeten in sich allein eine ganze Welt." —

Will man freilich die Kokotte in ihrer dämonischsten und raffinirtesten Gestalt kennen lernen, dann muß man nicht den Materialisten Zola lesen, der viel zu viel Mann ist, um je ernstlich die Gefahren ihrer Verführungskunst gekannt zu haben. Das hohe Lied von der Kokotte hat Daudet geschrieben. In der „Sappho" lebt man mit ihr, athmet man die süße giftige Luft des Kokottenthums. Nana bedeutet die giftige Fliege, Sappho ist sie. Diese kann jungen Männern gefährlich werden, ob sie gleich zur Abschreckung geschrieben ist, Nana nie. Sappho ist die Aeltere, die Erfahrenere, die Raffiniertere, ein Pariser Kind, das durch alle Ateliers gelaufen ist, und das weiß, daß es nur noch einen letzten Liebestrank zu trinken vermag und den jetzt um so gieriger, mit immer heißerem Durst, unersättlich, und bis zum letzten Tropfen leert: eine erotische Hyäne. —

Der Feminismus bei Slaven und Germanen. Wir haben uns bereits mit den pikanten Frauen eines Halbslaven (Sachor-Masoch) beschäftigt; aber ungleich tiefer, interessanter und vielseitiger sind die Weiber der ganzen Barbaren in Rußland, z. B. die Heldin in Dostojewsky's

„Idiot“. Nastassja Philipowna und die stolze, prachtvolle Aglaia, die sich nach Art überlegener Weiber um den Mann als das willenlose Kampfobjekt befehden. Die Zeit, da Männer noch um Frauen im Zweikampfe lagen, muß diesen Weibern doch beinahe wie eine mythische Vorgeschichte erscheinen. Besagte Nastassja will nicht so leicht von ihrem Erkorenen lassen, denn was kann man Besseres verlangen: „Aristokrat, Millionär, Idiot — mit der Laterne kann man nach einem solchen Bräutigam suchen.“

Von einer andern Heldin eines andern Romans von Dostojewsky, von Polina im „Spieler“, heißt es geradezu:

> „Ich glaube, sie hat mich bisher so betrachtet, wie jene Kaiserin des Altertums ihren Sklaven, in dessen Gegenwart sie sich entkleidete, in der Ueberzeugung, daß es kein Mensch sei. O ja, mehr als einmal hat sie mich behandelt, als ob ich kein Mensch wäre . . .“, sondern ein Sklave, ein Unterworfener, ein Gemißachteter!

Und bei alledem sind diese Polina und ihre Gleichgearteten nicht etwa besser als die Männer, sie sind ebenso verworfen, ebenso gemein in ihren Gedanken, ebenso schwach und elend! Der Hochmut liegt in der Rasse und im Geschlecht. —

Da sind wir Germanen doch — bessere Menschen! Die Ueberlegenheit der Ibsen'schen, Björnson'schen, Kielland'schen, Hebbel'schen Weiber (Lona, Nora, Fr. Alwing Suava, Judith u. s. w.) hat ihren Grund in ihrer Sittlichkeit, ihrer Wahrheitsliebe, Keuschheit und Reinheit. Alles verkappte Iphigenien! O, man weiß gar nicht, wie rein diese Damen sind! Im Grunde ist ihr Kampf gegen die Männer ja nur ein Kampf gegen — Unreine, Gefallene, Schwache!

Sehr deutlich hat dies Björnson's „Handschuh“ illustriert. Läßt man aber hier die Berechtigung der

aufgeworfenen Frage unerörtert, wie weit man vom jungen Manne dieselbe Reinheit und Unberührtheit verlangen dürfe als vom jungen Mädchen; sieht man sich statt dessen diesen beinahe „reinen“ Thoren von jungen Menschen an, dann bemerkt man sofort, daß der Schwerpunkt auch dieses Dramas gar nicht in der Sittlichkeit, sondern in den Stärke-Unterschieden der beiden Geschlechter liegt. Was giebt dem Manne denn seine Ueberlegenheit über das Weib, als gerade seine größere — Unsittlichkeit, seine größere Weltkenntniß und sein Blick für das — Plural „Weib“?

Und weshalb hat denn die gescheidte Suava sich gerade in diesen Laffen, in diese Null von einem Manne versehen?

Sollte man da nicht meinen, die Sittlichkeitsfrage sei eigentlich nur mit den Haaren herbeigezogen, weil in ihr implizite auch die Kraft- und Schwäche-Frage enthalten ist? Weil es der guten, vom Sittlichkeitsdünkel und Gouvernantenhochmute bis zum Ekel aufgeblasenen und ganz unverschämt impertinenten Suava doch eigentlich nur aufs Handschuh-Werfen ankam! Dem Manne, dem ganzen männlichen Geschlechte den Handschuh ins Gesicht geschleudert! Und wenn er gar ein kompletter Esel ist, wie mein lieber guter dummer Alf, der sich ganz getrost von mir mit moralischen Ohrfeigen traktieren läßt, dann wird er auch schon merken, daß wir das stärkere Geschlecht sind!

„Denn was kann man Besseres verlangen: Aristokrat, Millionär, Idiot — mit der Laterne kann man nach einem solchen Bräutigam suchen.“



Das Problem der Unfruchtbarkeit.

Wie sehr man sich doch vorsehen sollte, einen Dichter auf die Motive hin allein zu beurteilen, lehrt uns so recht das Beispiel Henrik Ibsens. Das Frauen-Problem hat er nur einem andern, tieferen und wichtigeren Probleme zu Liebe eingeführt, dem Problem der Unfruchtbarkeit. Ueber nichts wenigstens hat er tiefer nachgedacht, als über dieses Problem. Er hat auch keines häufiger behandelt.

Die Sehnsucht nach Kindern, die Furcht, nie Kinder bekommen zu können, quält mit geheimem Stachel seine Menschen, vor allem seine weiblichen Gestalten (in uneigentlichem Sinne natürlich vor allem seine Männer).

Die Konflikte ganzer Dramen basieren auf der verhängnißvollen Frage: Sind meine Kinder überhaupt meine Kinder? (z. B. in der „Wildente", im uneigentlichen Sinne — nämlich als Gedanken — in den „Kronprätendenten"). Und auf der andern Frage: Kann man auch fremde Kinder lieben, „nicht blos liebhaben, sondern lieben", wie eine Mutter ihre Kinder liebt? (Gleichfalls in denselben beiden Dramen und dann in der „Frau vom Meere)."

Und die Antwort lautet: Ja, das kommt vor; aber das thun blos die Weiber, welche selber keine Kinder

haben, besonders die Unfruchtbaren, z. B. Ellida. Aber noch häufiger geschieht es, daß unfruchtbare Weiber die Kinder anderer Frauen tödten.

Der Kampf Derer, die unfruchtbar sind an Leib und Seele, gegen die Glücklichen, die Kinder haben, leibliche oder geistige Kinder, ist so recht der dramatische Kampf bei Ibsen. Man denke nur an die dunkle und geheimnisvolle und doch so tief ergreifende und lebenswahr erfaßte Vorgeschichte von „Rosmersholm“, an die gemütskranke Beate, die in den Teich ging, als sie erfahren hatte, daß sie niemals Kinder bekommen würde, während ihre Rivalin es nötig hätte, gewisser Umstände wegen sich auf bestimmte Zeit zurückzuziehen!

Denselben tiefen Gegensatz haben wir, nur auf's Geistige übertragen, in den „Kronprätendenten“; ein ähnliches Schicksal hat auch der verrückte Brendel, der unfruchtbare Lyngstrand, Hjalmar, der nichts mehr zu erfinden weiß, weil ja doch „schon alles erfunden“ sei. Auch Peer Gynt versteht man erst, wenn man ihn von dieser Seite nimmt. Dies Problem klingt durch in Oswalds Verzweiflungsschrei: „Und nicht mehr arbeiten können!“

Was ist im letzten Grunde die Ursache der Unzufriedenheit und des Verfalls der Ibsen'schen Gestalten? was anders als ihre Unfruchtbarkeit? Sie haben keine Lebensaufgabe, weil sie keine Kinder haben (was man sich übrigens auch bei der Nora in Ansehung des behandelten Streitfalls wie beim Rittmeister in Strindberg's „Vater“ gegenwärtig zu halten hat!); sie haben keine Lebensaufgabe und keinen Glauben an sich, weil sie vereinsamt dastehen, als die letzten ihres Stammes, unverstanden und ungeliebt, weil kein Erbe ihrer Thaten da ist; sie dürfen nichts Großes wagen, denn alles hört auf und geht zu Grunde mit ihnen, oft schon mit dem nächsten Tage (bei Oswald). Und: „Ein Mann kann fallen für das Lebenswerk eines Andern (eine Frau

sterben für die Kinder einer Andern), aber weiterleben können sie nur für ihre eigenen.“ Ellida glaubt freilich auch das fertig zu bekommen: sie will auch leben für die Kinder einer Andern. Aber sie will es ja erst nur! Hier schließt das Stück. Es ist noch nicht gesagt, daß sie es auch kann! Daher ist ein Zweifel auf alle Fälle bis auf Weiteres gestattet. —

Daher dies ewige Spintisieren, dies Fragen und immer wieder Fragen, dies Zaudern, wenn man das blanke Schwert schon in der Hand hält!

Was ist der Sinn all dieser Grübeleien? Es ist immer die eine, immer die alte Frage: Werden wir können, was wir wollen? Sind diese Gedanken auch große Gedanken? Ist mein Wille nicht schon gebrochen? Weshalb nicht lieber umkehren? Weshalb auch noch den Hohn der Lächerlichkeit? Bin ich nicht am Ende ein „Stiefkind Gottes auf Erden“, oder wie Raskolnikow so schön sagt: „eine Laus, wie andere Läuse auch?“

Und deshalb gehen sie auch Alle wie an einem geheimen Mißtrauen zu Grunde (Skule, Julian, Rosmer, Rebekka). Mit dem Ohnmachtsschrei: „Du siegst, Galiläer“ fallen alle diese Leute mit ihrer kranken und krank gemachten Liebe („verbluten sich nach Innen“ — denn nach Außen kann ihr Blut nicht strömen, ihre Kraft, ihr Geist, ihre Sinnlichkeit, das alles staut sich und geht nach Innen, statt nach Außen sich zu entfalten; auch deshalb die Unfruchtbarkeit!).

Woher kommt das Alles? Es kreuzen sich in *einem* Menschen die Wege der Kulturen oft wunderbar. Die modernen Naturalisten bedeuten, wie alle großen Genies (die Fragezeichen, die mit Feuerschrift an der Schwelle und an den Pfosten zweier Kulturen gezeichnet sind!), zugleich ein Ende und einen Anfang. Das Kind des morgigen Tages hat den heutigen zum Großvater!

Ibsen ist der sprudelnde Quell, dem der Ausgang verstopft ist und der nun — rückwärts drängt, ein Schiff, das festgesessen ist, ein Vogel, der sich im Walde verfangen hat, ein Rad, das im Schwunge gehemmt ist. Daher das schwere und langsame Tempo, das Verbissene und Vertrackte im Dialog, und all' das Widerspruchsvolle in den Gedanken und Reden und vor allem das Unheimliche und Beängstigende in der Grundstimmung. Es ist der ewige Zweifel, ob es noch nicht Tag oder schon wieder Abend geworden ist! Nur daß es dunkel ist, weiß er; die Gespenster, die überall ihr Wesen treiben, hat er gesehen. All seine Gestalten leben, handeln und denken im Dunkeln (im Gegensatz z. B. zu Goethe, bei dem sich alles im hellsten, goldigsten Sonnenscheine bewegt) und wissen nie zu genau, ob sie einen alten Gott getödtet oder einen neuen im Keime erstickt haben (am großartigsten und tiefsten dargestellt in „Kaiser und Galiläer".*)

Es ist die ewige Kindergefahr. Die Burgfrau von Oestrot, eine seiner frühesten Gestalten, tödtet der Reihe nach alle ihre Kinder um ihrer Kinder willen. Es wird hier ein grausiges Bild gebraucht, ein düsteres Symbol Ibsen'scher Tragik: Eine Mutter fährt im tiefsten Winter mit ihren Kindern nächtlicherweise auf einem Schlitten über eine verschneite Haide und sieht sich plötzlich von einem Rudel Wölfe verfolgt. Da wirft sie in der Angst eines der Kinder hinter sich, den Wölfen zur Speise, um Zeit zu gewinnen, sich mit den andern zu retten, dann ein zweites und schließlich das letzte, um sich selber zu retten.

Das tragische Motiv in dieser Tragödie, daß eine Mutter, um ihren Sohn seelisch zu retten, ihn selbst tödtet, ist uralt; aber diese spezifische Tragik bei Ibsen ist etwas sehr

*) Das Alles hat Ibsens Epilog „Wenn wir Toten erwachen" noch einmal als spezifische Künstlertragik dargestellt. (Vgl. des Verfassers im Druck befindliches Werk über Ibsen, Köln a. Rh.)

Modernes: Mütterliche Unkenntnis die Voraussetzung für die Gefahr weiblicher Unfruchtbarkeit, Skepsis für die der männlichen.

Daß sie im Dunkeln kämpfen und leben, unterscheidet Ibsens Gestalten noch nicht von denjenigen anderer Tragiker, aber ihnen fehlt das Mark eines Shakespeare und Kleist und Dostojewsky; sie können sich, was doch Schicksal und Aufgabe aller tragischen Gestalten ist, nicht im dunkeln Schooße der Nacht entwickeln, um fruchtbar und zeugungsfähig zu werden. Sie sind Alle ein paar Stunden zu früh aufgeweckt (daher die Nervosität!) und finden es noch viel zu weit vor Sonnenaufgang. Nun legen sie sich wieder auf's Ohr und wollen gar nicht aufwachen. Sie träumen, träumen von gestern und morgen, bis zum Wahnsinne (Julian), bis zur Verzweiflung (Oswald). Es sind auch die echten Mitternachtskinder: Larven und Gespenster.

Alle diese Gestalten gehen aus einer Ehe hervor, die ein Geschöpf der neuen Zeit irrthümlich mit einem der alten Zeit einging (wie Oswald), oder die Tragödie dieses Irrthums ist selbst Gegenstand der Dichtung. All' diese Hjoerdis', Nora's, Rebekka's, Fr. Alwing's und Ellida's haben sich blos in ihren Männern geirrt. Sie, die vom Wolfsherzen gegessen und ihre Seele mit den wilden Elementen des Meeres verlobt hatten, verbanden sich mit Feiglingen und bildeten sich ein, die Weiber von Heroen zu sein. Sie, die mit teil haben wollten an der neuen Zeit, haben sich an Männer gekettet, die einem entgegenwirkenden Willen unterthan sind. In den Kindern wird die tragische Schuld dieser Ehe leibhaftig, oder auch in der Kinderlosigkeit.

Wie? Der Irrthum, die Verblendung ein tragisches Motiv? Es giebt kein tragischeres! Alle Tragödien der alten und neuen Zeit (von Oedipus bis H. v. Kleist) beweisen es. Nur daß bisher noch nie das Weib, und

gerade als Weib in tragische Beleuchtung gerückt wurde, wie dies heute von den Naturalisten und ganz besonders von Ibsen geschieht!

Verfehlte Gattenwahl, das ist ja das Leiden unserer Zeit, an dem Alle kranken und zu Grunde gehen! Es ist ein tragisches Geschlecht, das heute lebt und der Sonne nicht froh werden will.

Bei solcher Auffassung gewinnen des Dichters Gestalten, zumal seine weiblichen, mit all' ihren seltsamen Gebahren mehr Verständniß und tieferes Mitleiden. Ich bin überzeugt, die hysterischen Weiber und verwandten Naturen von Heute werden die große Lebenswahrheit dieser Gestalten schon noch verstehen lernen. Und dann werden wir erst noch einen Ibsen-Sturm erleben, vor dem wir uns heute schon bekreuzigen können.*) Kommen diese erst dahinter, was Ibsen ihnen bedeutet, dann zieht noch erst eine Gefahr für Deutschland herauf, die zu überwinden es starker und eigener Kräfte erfordern wird.

Aber es ist nicht die Ibsen-Gefahr allein! Denn er ist weder der Einzige noch der Erste, den dieses Problem beschäftigt. Er hat nur ältere deutsche Gedichte fortgesetzt, er hat nur Melodien weiter gesungen (virtuoser freilich und immer virtuoser, verlockender und immer verlockender und mit immer tieferem Verständniß!), die eben zwei andere deutsche Dichter mittlerweile schon müde geworden waren zu singen. Sie sind letzthin öfters mit Ibsen zusammen genannt worden: Otto Ludwig und Friedrich Hebbel,**) die beide (der Eine in der Jugendtragödie „Das Fräulein von Scuderi", der Andere in der Tragikomödie „Das Trauerspiel in Sizilien") das Problem der Unfruchtbarkeit in tiefsinniger, aber künstlerisch noch ungenügender Weise behandelt haben.

*) Die Prophezeiung hat sich erwiesen.

**) „Hebbel und Ibsen." (Zw. zwei Jhrhtn.)

Und seltsam: der letzte Idealist von altem Schrot und Korn, Ernst von Wildenbruch, hat gerade dieses Thema allein dichterisch behandeln können: in seinen beiden tiefsten Dichtungen, der Novelle „Der Meister von Tanagra“ und dem Trauerspiel „Christoph Marlow“ bildet es das Grundmotiv. Die Unfruchtbarkeit als Ursache von Verbrechen, Ungerechtigkeit, Wahnsinn, Verzweiflung.

Der Idealist Schiller behält wieder einmal Recht:

„Wer keinen Mensch (bez. Gedanken, kein Werk u. s. w.) machen kann,
Der kann auch keinen lieben!“ —





Das Thema der Vererbung.

Der frisch gedüngte Acker stinkt empörend!
Doch dünkt mich dieser Stunk nicht gerade unbelehrend,
Nur, wer das Leben überstinkt, wird siegen.
Hermann Conradi.

Das Geschlechtsleben ist jedesmal der wichtigste Gradmesser einer Zeit, eines Volks, einer Gesellschaft. Wo dieses nicht mehr gesund und natürlich ist, da ist gewiß vieles faul im Staate! Wohin mag der Zeiger gerichtet sein, wenn fast in der gesammten modernen Litteratur nur noch ein Thema, wenn wenigstens keines virtuoser behandelt wird, als die sexuelle Gesammt-Erkrankung? Wenn alles unnatürlich ist, das Verhältniß und die Leidenschaft der Geschlechter zu einander, die Befriedigung ihrer Lüste, ihre Produktivität, ihre Sinne und ihre Offenbarungen.

Von hier aus erhält die Wahl des Vererbungsthemas durch die modernen Naturalisten erst ihre wahre, aber allerdings furchtbare Erklärung. Nicht der Realismus, nicht das Prinzip des Milieus, sondern die Erkenntniß, daß wir sexuell nicht mehr den normalen Typus Mensch bilden, mußte zu ihr führen. Was bedeutet es denn, wenn Zola eine ganze Roman-Serie, der er sein halbes Leben gewidmet hat, verfaßt, um uns eine Galerie erblich

belasteter, geschlechtlich degenerierter Menschen vorzuführen! Was bedeutet es, wenn Ibsen die Gebrochenheit des lebenden Menschen als eine Hinterlassenschaft seiner Zeuger darstellt! Was das ewige Zurückgehen auf Gewohnheiten und Gepflogenheiten vergangener Geschlechter! Ist dies eine Eigenthümlichkeit des Realismus? Nun, weder Goethe, der noch in einem ganz andern und höhern Sinne Realist war als irgend einer der lebenden Realisten, noch auch Shakespeare, — vielleicht das größte realistische Phänomen, das die moderne Litteratur kennt — hatten diese Eigenthümlichkeit. Am meisten erfahren wir noch, merkwürdig genug, von der Vorgeschichte der Bösewichte Richard III. und Makbeth. Von Romeo's und Julia's Eltern hat uns der Dichter kaum weiter etwas mitzutheilen, als daß sie in unerbittlicher Fehde liegen. Das genügt. Nichts von ihren geschlechtlichen Ausschweifungen, keine Nekrologe à la Frau Alwing! Und was mehr! Wir vermissen auch nichts von alledem. Doch wo giebt es auch heute dergleichen Liebe! Mit Recht bemerkte Karl Frenzel gegen Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, daß die junge Generation beängstigend vernünftig geworden wäre. Früher liebte man sich, verführte man sich, heirathete man sich! Wo hätte man in dieser, im Grunde genommen, doch unanständigen und unverschämten Weise im Vorleben des andern Teils herumgewühlt! Das ist Entkleidung vor der Ehe, das ist im höchsten Grade schamlos. — Frenzel verkennt dabei die historische Berechtigung dieser analytischen Kunst; aber seinen Standpunkt hat er hier mit guten Gründen vertheidigt.

Der Naturalismus, sofern er als Prinzip des Milieus sich darstellt, ist nichts anderes als eine Kritik der bestehenden Gesellschaft. Man glaubt den modernen Menschen nie unheilbarer lächerlich zu machen, nie tödtlicher kompromittieren zu können, als indem man ihn bis zum Embryo zurückführt, indem man zeigt, daß schon der Mutter-

boden nichts taugt, auf dem dies Pflänzchen gewachsen ist, daß das Alles noch so von Vatern und Muttern herstammt!

Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt: um Geschmack an einer Kunst zu haben, muß man den Gegengeschmack noch auf der Zunge haben.

Um die heutige Bewegung in der Kunst und Litteratur zu verstehen (ich sage nicht: gutzuheißen!), muß man wissen, gegen welche frühere Welle sie den Gegenschlag bildet, wogegen heut' Alles Reaktion gemacht wird. Das weiß man übrigens zum Teil auch recht gut; und daher die unversöhnliche Feindschaft, der Kampf bis auf's Messer!

Das Alles von Heut ist Rückschlag gegen ein hochmütiges Geschlecht der Vergangenheit, diesen Gott-Menschen, dem mit Faust jede Schranke zu eng, dem mit Don Juan diese Welt nur ein Garten schien, in welchem er, der Göttliche, sich nur zu bücken brauchte, um die schönsten, nur für ihn aufgeblühten Blumen zu pflücken; gegen ein Geschlecht, das mit Byronischem Stolz vor diese Welt hintrat und sie zum Kampfe auf Tod und Leben herausforderte; gegen ein Geschlecht ferner von Feuerbach'schem Selbstbewußtsein und Selbstdünkel; gegen ein Geschlecht endlich, das sich mit der Souveränität des Heine'schen Witzes in freventlichem Uebermute über diese Welt hinwegschwang!*)

Vor allem aber, worin die alte Litteratur ihre höchsten Triumphe feierte, die unerhörte Verherrlichung der Geschlechtsliebe (von Shakespeare bis herab zu den Romantikern), gegen diese hohe Burg unserer Vorfahren mußten sich die Modernen ganz besonders wappnen. Die Liebe mußte in den Staub gezogen, das Weib als Dirne,

---

*) Vgl. noch den Aufsatz: „Weshalb die moderne Kunst so deprimirend wirkt" („Zw. zwei Jhrhdtn.").

die Ehe als Lasterhöhle, die Nachkommen als gebrochen und mit einem Fluche gegen ihre Erzeuger sterbend dargestellt werden.

So folgen auf die Ritterpoesie die Don-Quichotte, so auf ein Geschlecht theologischer Bevormundung die Tartüffe, so auf ein Zeitalter kosmopolitischen Schwindels die H. v. Kleiste mit ihrem patriotischen Berserkerzorn, und auf ein solches nationaler und geistiger Beklemmung die Heine's mit ihrem gott- und vaterlandslosen Witz.

Wie gesagt, das Alles ist Rückschlag.

Der Naturalismus ist Kultur-Katzenjammer, aber ohne Humor!

Nachdem einmal das große Kranken- und Irren-Haus des modernen Gesellschafts-Dramas von Zola und Ibsen aufgeführt ist, trifft die jüngeren deutschen und ausländischen naturalistischen Dichter der Vorwurf nicht mehr, daß sie das Häßliche, Schmutzige und Krankhafte um seiner selbst willen schilderten und nicht mehr in dem großen Zusammenhange, in dem es noch bei jenen geschieht. Das Haus steht ja fertig da, man weiß nun, was — es bedeutet; man kennt seinen Zweck, man kennt seine Einrichtung. Man darf sich jetzt ungescheut mit den einzelnen Kranken beschäftigen.

Und das geschieht reichlich, nur zu reichlich von den Geschlechts-Virtuosen im modernsten Frankreich!

Schon begnügt man sich nicht mehr, Ehebruch und sinnliche Ausschweifung zum Gegenstande poetischer Behandlung zu machen; schon werden alle unnatürlichen Laster, gleichsam in Monographieen, dargestellt. Die verwegensten Motive aus dem Geschlechtsleben werden verwandt, wie die gegen den Willen der eigenen Mutter erfolgte Geburt des Helden in Strindbergs „Vater"; es giebt kaum noch eine Krankheits-Erscheinung, wenigstens so weit sie das Geschlechtsleben mittelbar oder unmittelbar betrifft, die nicht schon in eigenen Dramen, Novellen, Romanen mit

wissenschaftlicher Ausführlichkeit und Deutlichkeit behandelt wäre. Maupassant, Huysmans und vor allem Strindberg sind hier zu nennen. Dichtungen wie Zola's „La terre" erscheinen geradezu als ein förmliches Museum von Lastern und Scheußlichkeiten.

Die naturalistische Kunstrichtung mit ihren hereditären Motiven, mit ihren Krankheits-Erscheinungen, mit ihren deprimierten und deprimierenden Gestalten, ihren gebrochenen Helden und zusammenstürzenden Welten: das ist die verzweifelte Antwort, die das gegenwärtige Geschlecht dem vergangenen gegeben hat, der Dank, den wir unsern Vätern schuldeten.

2. Theil



Aphorismen.

Die Kritik des Weibes ist die Kritik der Erwartung, und gewöhnlich — der Enttäuschung; eben deshalb ist sie die anspruchvollste, die hoffnungsvollste, die stechendste, die unglücklichste und gefährlichste Kritik. Unsere Theater- und Litteraturkritik ist zum guten Teil vom Weibe genommen, sie ist feministisch und eben deshalb schwer zu befriedigen. Es ist die Kritik der Erwartungen, der Lust-Erwartungen, mit denen unkünstlerische Naturen an die Kunst herantreten.

Die Scham des Unproduktiven. Die Liebe der Frauen, aber auch vieler Männer, zu Künstlern und Gelehrten ist nichts weiter als die Scham des Unproduktiven und Unthätigen. Sie verstehen und ahnen die Arbeit des Geistes, sie schämen sich, müßig zu sein auf dem Gebiete der menschlichen und geistigen Befreiung und wollen das durch Liebe und Aufopferung nun ausgleichen.



Wenn der Apostel Paulus recht hat, daß jede sinnliche Freude am anderen Weibe, jeder fremde ästhetische Genuß schon Untreue des Mannes ist (und er hat auch in gewissem Sinne recht), dann ist es auch Untreue des Weibes, wenn es sich am Geiste eines anderen, als ihres eigenen Mannes erfreut, geistig wo anders genießt. Eine strenge Monogamie, die sich nicht auch auf den Geist bezieht, wenn nicht die Frau auch intellektuell monogam lebt, ist nichts anderes, als ein weibliches Privilegium.



Der Frauen Kunstliebe, sofern sie echt ist, ist nichts anderes als der Pantheismus ihrer Erotik.



Glück und Schönheit steigt mit der Erwartung.



Reichtum und namentlich Machtstellung des Mannes ist in der Erotik des Weibes, was die Toilette des Weibes in der des Mannes; seine Kraft aber ist, was ihre Schönheit. Ehren und Frauenputz sind die leuchtende Hülle von Kraft und Schönheit; hinter ihnen lockt der Kraft und Schönheit Fülle. Darum spielt namentlich die naive Erotik (man vergleiche die Märchen) mit diesem Schimmer verborgener Pracht, Ehren und Putzreize, sogar mehr noch als der Kraft und Schönheit selbst, weil sie der Phantasie Spielraum geben zu noch höheren Träumen.

Die Individuen der höheren Klassen werden daher auch mehr geliebt und angeschwärmt, und zwar, weil sich mit ihrem Putz und ihren Titeln die erotische Phantasie unausgesetzt beschäftigt, zunächst ihres Glanzes und dann auch ihrer Oeffentlichkeit wegen. Ein König oder ein erfolgreicher Held kann so ziemlich jedes Weib haben, wie eine Fürstin oder berühmte Künstlerin die Männer

zu allen Dummheiten verführen kann, die sie nur braucht, ihre Launen zu befriedigen. Hier liegt das Geheimnis des Zaubers, den gerade die älteren Männer auf die Frauen ausüben, es ist der Zauber ihres Einflusses, ihrer gesellschaftlichen Stellung. Daher auch der Verrat, den Mädchen so oft begehen, indem sie einem stattlichen Jüngling, der sie liebt, einen alten ausgelebten Greis oder irgend einen Mann vorziehen, der erotisch nicht den Vergleich aushält mit jenem, aber es schon — weiter gebracht hat; denn es gehört zur Natur des Weibes, sich der Macht hinzugeben, also dem Manne, der sie hat oder repräsentert, und da heute Geld einzig noch Macht ist, dem Gelde. Daß sie sich also verkauft, ist nur die Folge der Dinge, wie sie liegen; denn hinter dem Gelde, den Titeln sieht sie den vermögenden Mann, sowie sich des Mannes Phantasie hinter glänzenden Kleidern ein verführerisch schönes Weib vorzaubert, er also das Kleid und nicht das Weib freit; man ergänzt Titel und Reichtum durch den Mann, und das Kleid durch den Leib. Denn des Mannes Instinkt ist immer aus zu forschen nach Schönheit und fragt: wird sie mir gefallen? des Weibes nach Kraft und fragt: wird er mich beschützen? Sodaß selbst zwischen Vater und Tochter, besonders dieser zu jenem, noch ein erotisch gefärbtes Verhältnis besteht. Der Vater ist der Beschützer und mithin für das Unterbewußtsein des Weibes der Mann schlechthin; nicht umgekehrt die Mutter für den Sohn, der gerade bei der Mutter vom Weibe fast gänzlich abstrahiert, und, wenn er vom Weibe redet, nie an seine Mutter denkt. —

Putz und Stellung sind also die ersten Stationen, bei denen die erotischen Instinkte Halt machen. Sie sind die Schleier der Liebe, gewissermaßen die Diskretion der Erotik.

Zunächst ist des Weibes Kleid eine Waffe gegen den Mann, ein Schild der Geschlechtsindividualität, den man aber dem Geliebten ausliefert.

Die Schönheit kann die Kraft entwaffnen; aber diese auch die Schönheit, indem sie ihre Schalen sprengt und sie aus ihrem Verstecke hervorlockt. Diese gegenseitige Entwaffnung ist der Kampf und der Sieg der Geschlechter.



Der Geist und die Liebe der Frau setzt sich mit der Zeit in Form und Fleisch um. Wenn die Frau Geist hat, zeigt es ihr Fleisch.

Ein reizvolles, schönes, erotisch begabtes Weib ist der organisierte Lebensgenuß des Mannes.



Bei alten Frauen findet man noch eine Würde der gewesenen Schönheit, wie bei alten Adelsgeschlechtern eine Würde der verlorenen Tugenden.



Das ist noch kein interessantes Gesicht, das nicht auf dem kleinsten Teilchen seiner Haut eine Weltgeschichte geschrieben hat; und das ist nicht schön, das nicht aller Orten von Weltidyllen widerstrahlt.



Es giebt Wangen, die dazu da sind, um geküßt zu werden und solche, die dazu da sind, um geschlagen zu werden. Ueber jene scheint Eros sein Zelt aufgespannt

zu haben: sie sind kosig und traulich und zur Liebe einladend. Hier nisten Liebesgötter. Sie gleichen Oasen der Zärtlichkeit, mit ihrer flaumigen, zarten, sinn- und herzerquickenden Haut, den duftigen Farben und den lieblich entzückenden Formen. Hier ist gut Weilen und schöne Weide für Stunden der Rast. Aber ach, wie bald sind diese Weiden auch abgegrast. Liebesgesichter erhalten sich selten lange frisch und schön. Wer viel geliebt und gekost hat, welkt schnell dahin; und wer selbst viel liebt, der stirbt früh. —

Und es giebt herausfordernde Wangen.

Der Busen der Frau ist das Organ, mit dem sie sich am geistreichsten auszudrücken vermag. Sein Wogen war noch immer ihre eindrücklichste und klügste Rhetorik. Er ist ihre Sprache und Poesie, ihre Geschichte und ihre Musik, ihre Reinheit und ihre Sehnsucht, ihre Politik und ihre Religion, ihr Kultus und ihre Kunst, ihr Geheimnis und ihre Konvention, ihr Renomee und ihr Stolz und ihr Selbstbewußtsein, ihr Zauberspiegel und ihr Mysterium. Er ist auch ihr eigentliches Geschlechtsorgan, und durch ihn charakterisiert sich ihr Geschlechtsleben am besten. Wie sie ihn halten und zu tragen wissen, war allezeit ihre feinste und raffinirteste Klugheit. Die Geschichte des Korsetts und des Leibchens ist beinahe die Geschichte des weiblichen Geschlechts. Der Busen ist das Zentralorgan aller weiblichen Ideen, Wünsche und Stimmungen.

An den Brillanten die eine Schauspielerin besitzt, erkennt man die Größe ihres Herzens.

Die Liebe, ja die Sinnlichkeit ist der Trumpf des Weibes auf Erden.

Es giebt Weiber, die eine wahre, öffentliche Sexual-Gefahr bedeuten, sie sind wie öffentliche Bildsäulen der Sinnlichkeit, überall und jedermann herausfordernd, weil sie durch die Stärke und imposante Größe und Massenhaftigkeit ihrer Weiblichkeit die Blicke auch der Enthaltsamsten und Schüchternsten auf sich lenken. Sie sind wie öffentliche Feuersäulen, weithinstrahlende Leuchttürme der Sinnlichkeit.



Der Schauder vor geschlechtlichen Exzessen und Verbrechen ist noch keineswegs ein Zeichen von Seelen-Reinheit, wie man sich oft einbildet, sondern eben so häufig auch die Angst vor der Konsequenz geheimer Neigungen.

Es ist ein Irrtum, zu glauben: Sinnlichkeit und Liebe seien kongruent, müßten sich notgedrungen berühren oder lägen auch nur parallel. Oft haben sie nicht das geringste miteinander zu thun. Die Sinnlichkeit verlangt ihr Recht, auch wo Liebe fehlt, oft gerade weil Liebe fehlt; und die Liebe kann sich sehr gut über die Sinnlichkeit erheben, sie nur streifend, oder auch völlig über ihr hinaus sein.

Die reine Geschlechtsliebe ist kein letztes Motiv, wie sich unsere oberflächlichen Romanschreiber einbilden. Hinter ihr steht ein anderes Motiv, das sie dirigiert, und das

beim Manne heißt: Wille zur Macht. Des Mannes Liebe wird hervorgerufen durch seine Liebe zur Macht. Sein Familiensinn ist machtgelüst; er kann sehr leicht in der Ehe sprechen: weil ich dich besitze, liebe ich dich. Und er spricht auch so, wenn er es auch philiströs umschreibt.

❧

Nichts ist charakteristischer für die einseitige und hochgeschraubte Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft als die übertriebene Vorstellung, die man sich im allgemeinen von der Liebe, dem Lebensprinzip der Frau, gemacht hat. Der größte Teil der Menschen kann sich überhaupt nichts mehr ohne Liebe erklären. Sie ist das allgemein Menschliche schlechtweg. Sie erklärt alles, sie rechtfertigt alles, sie giebt für alles mildernde Umstände, sie entschuldigt und heiligt alles. In der Litteratur ist sie das einzige, immer aber das letzte Motiv, das Motiv kat' exochen, Ursache und Erklärung aller Dinge. Andere Leidenschaften werden gar nicht mehr allein verstanden, sie müssen durch die Liebe erklärt und gestützt werden. Aber es kann auch das Wahnsinnigste und Ueberspannteste durch ein Liebesmotiv begründet werden. Und wie in der Kunst, herrscht sie in der Moral. Kein Verbrechen, und das will immerhin in unserer „moralinsauren" Gesellschaft schon etwas sagen, das nicht begreiflich, ja, sogar entschuldbar wäre, wenn Liebe das Motiv. Wir haben kein Verständnis mehr für das politische Verbrechen, für das Verbrechen aus religiösem Wahnsinn, für die That aus Zorn, Rache, Stolz, Ruhmsucht und haben höchstens eine matte Verteidigung für das Verbrechen aus Not. Aber die Verbrechen aus Liebe, Verbrechen, die um das Weib eine Gloriole schlagen, ja, die verstehen wir und würdigen wir vollkommen! z. B.: Wenn Einer aus Eifersucht seinen Freund heimtückisch ersticht oder sonst

zu Grunde richtet! Selbst Mord aus gekränkter Liebe, besonders, wenn eine Mörderin vor Gericht steht, wird heute schon von unseren Herren Geschworenen Handschuhmachern freigesprochen! Und nie wird einem Verbrecher sonst so viel Teilnahme entgegengebracht. Es ist dabei immer das Weib das rechtfertigende Motiv. Man ist schon halb entschuldigt, weil man liebte. — Alle unsere Tugenden sind von der Natur der Frau abstrahiert. Vor allem das Liebesideal ist vom Weibe genommen.

Frauen beglücken. Die Frauen gleichen den Fürsten und Regierungsvertretern; sie deduzieren: wer uns hat, der ist glücklich, muß glücklich sein. Wer es nicht ist, hat es sich selber zuzuschreiben, dann ist er ein Ruchloser oder ein Idiot. Die dümmste und simpelste Frau darf sich unverstanden fühlen, und selbst die häßlichste und niedrigste hört nicht auf zu beglücken, wenn sie liebt; und es hat noch keine Regierung gegeben, die nicht von dieser Voraussetzung aus gedacht, geurteilt, gehandelt hätte, daß sie ein Segen sei und eine Himmelsgabe. Wer das nicht einsah, hat ihnen noch immer als sittenlos uud revolutionär gegolten, er wurde als „Nörgler", „Reichsfeind" gezeichnet.

Die moderne Frau hat also ein völlig ausgebildetes aristokratisches Bewußtsein; ihre Herrinnen-Moral ist es, die den Mann degeneriert hat. Und es ist so wenig wahr, daß Frauen- und Sklaven-Moral identisch oder verwandt seien, daß vielmehr mit ins Programm der modernen Geisteserhebung die Emanzipation vom großen Pantoffel aufgenommen wurde. Daß Frauen selbst diesen Kampf mitkämpfen wollen, daß es Damen der Gesellschaft sind, die sich mit an die Seite der Schopenhauer, Nietzsche, Tolstoi, Zola, Strindberg stellen, ist nicht die kleinste Heuchelei und Verwirrnis modernen Geisteslebens,

im besten Falle ist es ein niedliches, zuweilen auch liebenswürdiges — Mißverständniß.



Dies ist die ewige Situation zwischen Mann und Weib: der Mann kniet vor dem Weibe, um seine Liebe zu erlangen, das Weib vor dem Manne, sie zu erhalten. Ist das Weib zu stolz geworden, dies zu thun, dann wird es der Mann auch zu jenem werden.

Wohl sind die Frauen treuer als die Männer, im Leben wie in der Liebe. Dafür sind aber auch die Männer nicht so treulos.

Wenn Frauen ohne äußere Notwendigkeit Briefe verbrennen, nicht um Entdeckungen zu vermeiden, nur um ein Ende zu machen, um Platz zu schaffen in der Briefmappe, dann verbrennen sie in ihrem Herzen auch den Briefschreiber. Es ist das Auto da fé ihres Herzens, da sie nicht gutwillig und leicht dieser Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe entbehren.

Kein Weib kann sich innerlich vom Manne scheiden ohne den Drang, ihn nachträglich zu verleumden. Das Weib, das aufgehört hat zu lieben, verfügt gegen den Mann über eine Fülle von Haß und Ranküne, die bewundernswürdig ist. Die Beste zeigt dabei oft eine Rohheit und Schlechtigkeit, die erschreckend ist, die man dem gemeinsten Manne nicht zutrauen und nicht verzeihen würde. Es scheint, als ob die Frau den Mann für ihre Liebe und

5*

ihre Schwäche verantwortlich machen müßte, denn sie hat nicht den Mut und die Selbstachtung, sich schlechthin auf ihre Liebe zu berufen. Der Mann muß ihre Liebe stets durch besondere Eigenschaften verdient, das Aufhören ihrer Liebe durch Untugenden selbst verschuldet haben. Will man ein Kriterium für den Adel der Gesinnung in den beiden Geschlechtern gegeneinander, so braucht man nur zu beobachten, wie sich ein geschiedener Mann gegen seine Frau und eine geschiedene Frau gegen ihren Mann beträgt. Allerdings hat die Frau hier wie überall eine Entschuldigung in ihrer Schwäche.



Nicht das Mitleid, sondern die Bewunderung ist die Quelle der weiblichen Liebe. Bewundern, sich begeistern, erziehen, leiten, emporführen lassen, an der geistigen und überhaupt jeder Arbeit ernsthaften Anteil nehmen, ist schon der Ausdruck dieser Liebe. Das Mitleid ist nur oft der Hebel, der die latente Erotik des Weibes auslöst, der ihre sonst passive Geschlechtsliebe in Aktivität setzt.



Einst sah ich im Park zwei Kinder auf einer Bank sitzen, einen Knaben und ein Mädchen, in jenem Alter, in welchem die Sehnsucht und der Drang des Lebens sich leise anfängt zu regen. Da ich das Mädchen näher ins Auge faßte, fand ich, daß es ein unglückliches Geschöpf war: ein Menschentorso, dem beide Arme fehlten. Sie schmiegte sich ganz nahe an ihren Spielkameraden und ich hörte, wie sie halb in bittendem Tone, halb kokett und wie leise triumphierend sagte: „Nicht wahr, Hans, Du hast mich doch lieb? Du mußt mich doch lieb haben, ich habe ja auch keine Arme!“

Lang gellte mir der Liebesruf dieser Hülflosen in den Ohren.

O, Herz des Weibes, wie verrietst Du Dich hier! Selbst aus ihrem Unglück und ihrer Hülflosigkeit folgert Frauennatur und Fraueneitelkeit ihr Recht auf Liebe. „Du mußt mich doch lieb haben, ich hab' ja auch keine Arme!" Die ganze Liebeslogik des Weibes steckt in diesem einen Wort.



Die Liebe hat eine organisatorische Kraft, und wie sie deshalb ewig verschieden ist, ewig ungleich macht, so ist sie auch diejenige Lebensmacht, die Gleichheit und Freiheit geradezu ausschließt. Von Kamaraderie und Freundschaft in der Liebe und Ehe reden, heißt den Stumpfsinn, heißt die Philistrosität auf die Spitze treiben. Das Gleiche eben liebt man nicht, weder das Gleichartige, noch das Gleichwertige, besonders nicht, wenn die Liebe noch jung, schöpferisch, bildend ist. Unsere Ehen sind gerade deshalb unglücklich, weil sie sich auf zu gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen der Eheleute aufbauen. Man liebt seinen Sklaven, man liebt seinen Hund eher als seinen Freund. Der Besitz verpflichtet, man wird Sklave seines Sklaven, sein Wohl liegt Einem am Herzen, während man den Freund verrät. Der abhängige Mensch ist noch kein unglücklicher, kein ungeliebter Mensch, es sei denn, daß eine Herren-Natur in ihm lebt oder daß ihn sein Herr verlassen hat. Den Sklaven verraten ist deshalb auch niederträchtiger als den Freund, denn der Sklave hat größere Ansprüche an unser Herz, gegen ihn haben wir zartere Verpflichtungen. Freundschaft in der Ehe ist ein schöner Name für die kalte Indifferenz moderner Seelen. Wen ich liebe, dem muß ich Herr oder Sklave sein. Denn wer nicht herrschen und nicht gehorchen kann, der kann auch nicht lieben; das ist das Grundgesetz aller Liebes-

psychologie. Untreue in der Liebe im Sinne des Verrats giebt es nur auf Seiten des Teils, der herrscht; auf Seiten der Schwächeren, Aermeren ist sie Dummheit, Entwicklungsarmut, Unfähigkeit. Liebe und Treue kommt heute fast nur noch dort vor, wo noch das reine Naturverhältnis besteht: zwischen Eltern und Kindern. Das Kind, das sich mir vertrauend in die Hände legt, bindet mir die Hände; die Frau, die sich mir als eine Freie, Gleiche antrauen läßt, verlasse ich in der ersten Minute, in der sie mich langweilt, wie den Freund, der mir unbequem geworden ist. Mit dem Verluste der Herrschaft ist der Mann aller Verpflichtung auf Treue bar. Nicht die Ehe, der der Priester den Segen versagt, die der Staat nicht anerkennt, sondern die Ehe, in der es keine Herrschaft, keine Manneserrschaft mehr giebt, ist ein — Konkubinat. Das Weib prostituiert sich, indem es sich der Herrschaft des Mannes entzieht, oder, um gerecht zu sein, der Mann prostituiert das Weib, wenn er es nicht mehr beherrschen will oder kann. Welch ein Recht habe ich denn auf den Leib eines Weibes, dem ich nicht Herr bin, das ich nicht erobern und halten kann, dem ich nicht Schicksal sein will?

Es giebt Menschen, die für die Liebe verpfuscht sind und solche, die durch die Liebe verpfuscht werden.



Der moderne Mensch leidet an nichts so sehr wie an seiner Liebe.



Die Liebe ist die Skylla und Charybdis des modernen Menschen, der schon zu individuell und durchgeistigt ist, um noch rein im Interesse und unter dem Banne der Rasse zu lieben, aber noch nicht Geist und Individuum genug,

um Sinnlichkeit und Rasse genügend überwunden zu haben. Wir modernen Menschen sind für die moderne Liebe noch nicht reif. In unserer Liebe ist immer viel Unverstand und Unverständnis. Sie ist die hohe Schule der Selbsttäuschung.

Auch in der Ehe und Liebe gilt das Gesetz der poetischen Entfernung.

Der Mann kann sich vom Weibe nur befreien durch das Weib, die Liebe kuriert nur die Liebe.

Die Frauen, die wir am meisten verehren, betrügen wir am leichtesten und mit dem besten Gewissen.

Die Frauen sind doch immer klüger, als man glaubt, aber nie so klug, wie man hofft.

Nicht die Tugend, sondern die Dummheit ist der beste Frauenschutz. Schon manches Mädchen ist allein durch ihre Einfalt bewahrt worden vor tiefem Falle.

Die modernen Frauen verachten gründlich den Philister, aber von ihrem Liebhaber und gar erst ihrem Manne verlangen sie, daß er sich für sie verphilistere.

Der Typus Mann ist durch die Ehe geschwächt worden.

Was wir Männer mit Leichtigkeit vollbringen, imponiert uns schon am Weibe. Daß es uns imponiert, beweist, wie gering wir eigentlich die Fähigkeiten und Kräfte des Weibes veranschlagen. Daß es uns aber imponiert, wissen die Weiblein trefflich für sich auszunützen. Allerdings werden wir auch durch eines fast immer geblendet: nämlich die Anmut, mit der die Frauen ihre Arbeit verrichten, und daß sie es fast nie ganz ohne Anmut thun. Die aber bewirkt, daß wir hinter der That immer noch größere Fähigkeiten und Thatmöglichkeiten vermuten. Die Mischung von Kindheit nämlich und Konvention im Weibe, das Zarte und Feine (Niedliche) in seinen Zügen macht uns, selbst bei Unbedeutenden, den Eindruck geistiger Feinheit und Ueberlegenheit, was im Vereine mit ihrer konventionellen Sittlichkeit und natürlichen Klugheit uns wie Weisheit und Hoheit erscheint und uns demütigt, wo wir unserer Natur und Ursprünglichkeit die Zügel schießen lassen. Und doch ist es oft nichts als kindische Unreife und passive Reserve, besonders in den höheren Kreisen, wo die Frauen gut erzogen und gut bewahrt werden.

Es ist weder Blindheit gegen die guten Werke der Frauen, noch Ungerechtigkeit gegen ihre speziellen Vorzüge und Fähigkeiten, noch endlich ein Ausdruck eines Interessenkampfes, wie sich die Frauenrechtlerinnen einbilden, schon weil generell die Interessen von Frau und Mann nicht auseindergehen können; und am allerwenigsten ist es Neid, der uns abhielte, den Frauen Gerechtigkeit in ihrem öffentlichen Wirken, sei's Kunst, Politik oder Wissenschaft, widerfahren zu lassen. Das Vorurteil und das Mißtrauen, das wir nun einmal haben, basiert auf ihrem Naturell. Zuletzt desavouiert sich noch jede Frau selber, wenn sie es einmal mit einer kühnen That gewagt hat.

Und jede, selbst die stärkste Individualität, zerschellt am nächsten Grenzpfahl ihres gesellschaftlichen Milieus, oder vielmehr, wirft sich vor ihm auf die Knie und — kehrt um. Und wenn sie es nicht thut, ist das Motiv in fast allen Fällen Liebe oder Eitelkeit. Die Frau, die so sehr in der Gesellschaft wurzelt, sogar wenn sie eine Vagabundin ist, ist deshalb immer ein Unglück für die Kunst gewesen, die sich aus den Fesseln der Konvenienz befreit, oder mindestens eine schöne Lüge. Es giebt kein Weib, das nicht das Zeug zur Gesellschaftsdame in sich hätte, selbst noch die Köchin, die Dirne und Zigeunerin. Der Salon aber ist die Exklusivität der weiblichen Macht, sie ist das Feld ihrer Erfolge und Thätigkeit. Noch in Jeder stand der Künstler, der Gelehrte unter dem Pantoffel der Frau, und zwar liebevoller beherrscht und friedlicher im Zaum gehalten als in der besten der Ehen der Gemahl. Wo die Frau noch am ernstesten und thatkräftigsten ist, da ist sie es in einer Eigenschaft, in der sie sich am schlechtesten eignet, fremden Interessen zu dienen, — als Mutter. Sonst ist ihre Litteratur, Kunst, Gelehrsamkeit oder Politik nicht viel mehr als ein vornehmerer Sport, der darum nicht weniger Sport ist.

❧

Eine Frau, die schreibt, malt, meißelt und in die Oeffentlichkeit tritt, hat schon ihre zarteste Scham und Keuschheit verloren. Das ist zunächst nicht gegen die Frau, sondern gegen die Oeffentlichkeit gesagt. Wie kann ein Weib intakt bleiben, das sich in den Kampf und den Schmutz unseres öffentlichen Lebens begiebt? Schließlich war die Oeffentlichkeit nie eine reine Jungfrau — und öffentliche Weiber hießen ehemals die Dirnen. Die Oeffentlichkeit ist immer, und also auch heute noch, die weibliche Gefahr schlechthin. Sich persönlich aber verstecken

hinter seinen Werken, ist nur eine Unwahrheit, und folglich eine Gemeinheit mehr im öffentlichen Leben. Denn der Künstler giebt sich preis, sich und seine Scham, seine Tiefe und sein Geheimnis. — Nicht das wissende, sondern das öffentliche Weib ist das unkeusche Weib, es ist sogar die Unkeuschheit selber, wenn es nicht etwas noch Schlimmeres ist, nämlich die Verlogenheit selbst. Gleich hinter der Schwelle des Hauses liegt die Fußangel, in der sich des Weibes Ehre und Scham verirrt, es sei denn, daß ein Wunder wirkt, in welchem Falle es aber gleich an der nächsten Straßenecke strauchelt.



Die modernen Frauen wollen keine Frauen mehr sein, aber sie wollen noch alle Vorteile und Vorzüge des Frauentums für sich in Anspruch nehmen.



Im Altertum wurde die Frau unterdrückt vom Manne, der ihre Natur nicht verstand; im Mittelalter von der Moral, die ihre Natur nicht gelten ließ; heut' wird sie unterdrückt von der — Frau selbst. Denn sie negiert sich und will selber Mann sein. Dabei wird es ihr aber am schlimmsten ergehen. Denn da ihr dies nicht gelingt, sie aber nun ihrerseits in heiligem Unverständnis (das Unverständnis ist immer heilig) die Natur des Mannes zu negieren sucht, so wird es ihr schließlich am wichtigsten fehlen, was sie zu ihrer Erfüllung braucht: am Manne.



Wie es überhaupt Tugenden und Laster nicht giebt, die vielmehr nur als Begriffe existieren, so giebt es auch schlechthin keine Schamhaftigkeit oder Schamlosigkeit beim

Menschen. Auch das gemeinste Weib z. B. hat noch einen oder mehrere Menschen, gegen die es Scham übt, vielleicht einen älteren Geliebten, einen Bruder, vielleicht einen Pastor, überhaupt Jemanden in hoher Würde, meist die Eltern, besonders auch gegen Kinder, mit denen gerade diese Frauen einen großen Kult treiben. Weit öfter aber kann man noch finden, daß selbst schamlose Weiber gegen andere Weiber sehr schamhaft sind. Es kostet überhaupt eine große Anzahl von Frauen (vielleicht sogar die große Mehrzahl) mehr Ueberwindung, sich vor Frauen als vor Männern zu entkleiden (womit z. B. ein großer Teil der Phraseologie für weibliche Aerzte hinfällig wird).

Uebrigens aber richtet sich die Schamhaftigkeit nicht so sehr nach den Idealen der Menschen (die besudeln sie in einer bitteren Stunde gar zu leicht und gar zu gern, worüber uns die Gotteslästerungen der Frommen belehren können), sondern vielmehr gesellschaftlich nach jenen Kreisen in denen sie allein oder vorzugsweise ihre reine und volle Persönlichkeit hergestellt sehen wollen; und das Motiv ist Eitelkeit und ein Rest von Selbstachtung. Man kann vielleicht ganz allgemein sagen: Vor wem sich der Mensch schämt (wobei man selbstverständlich nicht nur an die sexuelle Schamhaftigkeit zu denken hat), vor dem hat er entweder Hochachtung oder die Tendenz, sich zu reinigen.

Man beachte daher, will man eines Menschen ideale Höhe, oder richtiger gesagt, die erweiterte Perspektive seiner Individualität kennen lernen, darauf, vor wem er sich, gegebenen Falles, am eifrigsten verteidigt, vor wem er sich am tiefsten schämt, am besten in Acht nimmt. In diesem Menschen oder in diesem Kreise wurzelt der Glaube an seine Person.



Das eigentliche Verhältnis des Weibes zum Kinde kann man bei der Dirne studieren, weil es hier um seinen Konventionalismus gekommen ist. Was die Frauen der Gesellschaft, und in diesem Falle alle verheirateten Frauen, mit ihren Kindern aufstellen, die Opfer, die sie ihnen bringen, beweisen noch nichts; es sind Opfer zugleich auch der Gesellschaft und allen Vorurteilen gebracht. Aber die Dirne mit ihrem Kinde ist die Mutterschaft in ihrem Urzustande. Wäre Pietät eine Verpflichtung, es gäbe keine größere als die, mit der ein uneheliches, mit der ein Dirnenkind seiner Mutter zu begegnen hätte, so diese in ihrem Muttergefühl intakt geblieben ist. Aber, o Unglück, gerade das haßt am ehesten seine Mutter, das gerade spricht zuerst: Ich habe dich nicht um dieses Leben gebeten. Hier ist der Punkt, wo das Schicksal des Weibes am finstersten wird, wo es Tiefe in seinem Schicksal hat, und eben deshalb kennt man es nicht.

Die Frau, die keine Kinder liebt, ja, die im Kinde nicht ihre Reinigung und Erhebung sieht, ist um ihre letzte Scham gekommen. Alle Weiber mit der Kinderscheu sind Entartete oder Verbrecher. Ein Weib, das zum Kinde keine Beziehung hat, ist um sein bestes Menschtum betrogen und immer um sein Glück. Im Kinde erholt sich das Weib vom Manne. Das Kind ist sein Feiertag nach dem großen Kriege, den man Liebe nennt.

Das Kind ist der Frauen Schild, an dem noch alle Angriffe der Welt abprallen.

Das Kind ist das Kriterium der Frau: Was sie nicht an ihm vermag, was sie nicht durch das Kind ist,

das ist und das vermag sie überhaupt nicht. Was die Frau nicht im Kinde leistet, das liegt außer ihrer Leistungsfähigkeit.

❧

Das Weib ist so lange Kind, bis es liebt; erst durch die Liebe wird es zum Weibe; und erst durch die Mutterschaft zum Menschen.

❧

Nicht der Mann, sondern das Kind ist der eigentliche Tyrann der Frau; sowohl das, das sie hat, als das, das sie bekommt, wie das, das sie bekommen kann, sogar das, das sie nie bekommt. Die Frauen wären frei, wenn sie nicht Kinder bekämen. Das Kind ist das Pack auf ihrem Rücken, sowohl das wirkliche wie das mögliche, das gefürchtete ebenso wie das ersehnte Kind.

❧

Unsere Mütter sind es, die, wie unter unserem Leben, so auch am meisten unter unseren Talenten zu leiden haben.

❧

Es ist das schöne Vorrecht der Mütter, ihre Kinder nicht verstehen zu müssen, denn sie lieben sie ja. Den Vätern verzeiht man das nicht so leicht, wie Geschichte und Litteratur beweisen. Aber daß die Mütter, weil sie Partei ergreifen für ihre Kinder, sie auch zu verstehen glauben, zeigt auf das schönste die Ignoranz ihrer Liebe.

❧

Die Elternliebe unterscheidet sich genau wie die Geschlechtsliebe. Die väterliche Liebe ist pädagogisch, bildend, positiv, fördernd, lenkend, strafend, also aktiv; die mütterliche passiv, zärtlich abwehrend, sorgend und

bewachend. Der Vater steht über dem Sohne wie ein Gott, die Mutter umschwebt ihn wie ein Engel; der Vater verhält sich zum Kinde wie ein Künstler zu seinem Werke, daran arbeitend, es beherrschend, überschauend. Die Mutter etwa wie ein Gärtner zum Baume, nur nachhelfend dem natürlichen Wachstum. Die Mutter findet Frieden im Kinde, der Vater Arbeit. Thatsächlich freilich greift die Mutter heute überall in fremdes Gebiet ein; hier hat sie völlig gewonnenes, kaum noch bestrittenes Feld. —





Der gefallene Mann.

Im Sinne hoher Kultur, sagt Nietzsche, ist der Mann von 30 Jahren noch ein Kind. Also kann er vor dem 30., 35. und oft 40. Jahre nicht heiraten. Denn bis dahin ist er gesellschaftlich noch nichts, und meist auch unfähig, eine Frau standesgemäß zu ernähren. Ist er Gelehrter oder Künstler, reicht's noch nicht für eine Katze aus. Bis zu dieser Zeit aber ist er und kann er doch kein Mönch gewesen sein. Folglich ist es unter solchen Kulturverhältnissen einfach kindisch, vom Manne zu verlangen, er solle eben so keusch und unberührt in die Ehe treten als die Frau, was, abgesehen von allem Andern, schon der Altersunterschied lächerlich macht, da gerade diese Männer Töchter vornehmer Häuser heiraten, die jung in die Ehe treten durch das oder den Verdienst ihrer Väter.

Nun verlangt aber auch gar kein vernünftiges und heil gebliebenes Weib solch Nonsens von ihrem Manne. Im Gegenteil wird sie bei der Sicherheit ihres Liebesinstinktes sehr mißtrauisch sein gegen einen Mann, von dem sie das annehmen dürfte. Sie wird einen Geschlechtsinvaliden oder einen Narren in ihm wittern und ihn sicher bald zum Hahnrei machen. Ihr Ehrgeiz ist nämlich gar nicht die Erste, sondern die Letzte zu sein, die

triumphatrix seines Geschlechtslebens. Zur Siegerin soll er sie machen über alle Konkurrentinnen, zur Erbin einer langen Ahnenreihe. Je größer die Zahl ihrer Vorgängerinnen, um so herrlicher ihre Siegesfeier; mit der Menge der Liebesleichen auf dem Schlachtfelde steigt ihr Glück. Während des Mannes Geschlechtsehrgeiz umgekehrt ist, der Erste zu sein, will sie gerade auf der letzten Sprosse seiner Liebesleiter thronen.

Was der modernen, rein und stark empfindenden Frau aber oft so tiefen Schauder vor dem Manne einflößt, wenn sie sein Vorleben erfährt, ist ganz etwas Anderes, nicht die Thatsache, sondern die Art seines vorehelichen Geschlechtslebens. Mit ihr gleich und höher stehenden Frauen und Mädchen kann und wird er im allgemeinen nicht geschlechtlichen Umgang gehabt haben, weil diese als das eigentliche Kultur-Material der Rassen- und Völkerentwicklung, wie sie selbst, für die Ehe vorbehalten bleiben. Also wird es die nächste und nächstnächste Schicht sein (sowohl im Sinne der Klasse wie der Moral betrachtet). Wenn er ein Kerl ist, wird er Mädchen der nächststehenden Gruppen gehabt haben, die in anderm Sinne, z. B. als Künstlerinnen oder Studentinnen, auf einer ziemlich hohen Stufe stehen können. Aber nein, es ist meist gerade die unterste Klasse von Weibern, Huren, die wegen ihres Berufs, ihrer sozialen Stellung und Herkunft einen so grauenhaften Fall des modernen Mannes bedeuten, und die ihr, der Ehefrau, wenn sie Rasseninstinkt und Klassenbewußtsein hat, das Gefühl erzeugen müssen, als hätte ihr Mann vorher mit wilden Tieren verkehrt. Jungfrauen hat er womöglich gar nicht gehabt?! Damit hat er schon den halben Reiz der Männlichkeit verloren.

Es hat also physiologisch und psychologisch wie gesellschaftlich beim Manne einen ganz andern Sinn, vom Falle zu reden als beim Weibe. Und dieser Fall

ist um so größer, je höher er geistig und gesellschaftlich steht.

So kommt es, daß gerade die Mädchen der vornehmen und bürgerlich guten Kreise in eine ungleiche Ehe treten, in der der Mann entweder Parvenü oder Dekadent ist, und in diesem Falle (beim dekadenten Manne) den Abstand empfinden oder erkennen müssen, der in der Divergenz von aufsteigender und absteigender Geschlechtsentwicklung besteht. Sie begreifen nur nicht, daß alles, was sie oder Andere als Heilmittel vorschlagen, (Frauenemanzipation, moralische Schutzwehr und was dergleichen Unsinn mehr ist) das Uebel nur größer machen, wie es ja gerade durch die Antezedentien dieser Entwicklung (das kapitalistische Gesellschaftsprinzip und die Moral-Verphilisterung) erst entstanden und in die Blüte geschossen ist. Dieser Irrtum hat seinen Grund in dem Geschlechts-Korpsgeiste der modernen Frau, der sich mit ihrem individuellen Glückswunsche nicht mehr vertragen zu wollen scheint: sie will noch immer triumphatrix sein, aber keine Geschlechtsgenossin soll unter ihren Triumphwagen gekommen sein. Deshalb weiß sie auch nicht mehr, was sie vom Manne eigentlich will. Er soll Mann und moralisch, Geliebter und Genosse sein (alles Gegensätze). Bei demselben Egoismus ist sie nur nervös und hinfällig geworden.

Die Armut und Philiströsität des modernen Mannes hat zur Folge, daß er in seiner Jugend erotisch verkommt, im Schmutze versinkt, und daß er sich tief erniedrigen muß, wenn er nicht vorzeitig verlöschen will. Die Moral gerade ist es, die sein Sumpfboden wird.





Von der Frauen Scham und Freiheit.

In einem gewissen Zeitpunkte der weiblichen Seelenentwicklung teilt sich das Schamgefühl der Frauen in eine allgemeine und eine persönliche Schamhaftigkeit, und zwar so, daß das Schwergewicht des Gefühls in die höhere persönliche Gefühlsschicht verlegt wird: analog der allgemeinen Gefühlsentwicklung des Menschengeschlechtes. Beim Manne beobachten wir dasselbe in Bezug auf sein Ehrgefühl, das gleichfalls eine Unter- und Oberschicht von Standes- und persönlicher Ehre unterscheidet. Die persönliche Scham und Ehre ist gleichsam die Burg, in der sich der Mensch individuell verschanzt, und die nie ohne große Störungen und Gefahren verletzt wird. Sie ist was der Schnecke ihr Haus, dessen Vernichtung Tod bedeutet, — dasjenige, das am meisten geschont werden muß, das als der eigenste und geheimste Reiz des Menschen geachtet sein will. Angriffe auf sie sind Angriffe aufs Leben, ihre Verletzungen sind tötlich, sie machen den Menschen waffen- und schutzlos und werfen ihn leicht ganz aus seiner Bahn. Ehre und Scham sind die eigentlichen Lebensorgane der bürgerlichen Existenz.

Viele Frauen überwinden nun die allgemeine Scham sehr leicht, ohne die persönliche dadurch zu berühren, während die eigentlich Schamlosen oft die persönliche

preisgeben, ohne die allgemeine überwunden zu haben. Die allgemeine Geschlechtsscham zu überwinden hilft Bildung, Vernunft, Ernst der Situation und Lebensauffassung. Wenigstens gilt dies als Voraussetzung für anständige und gebildete Frauen, die sich mit ernster Lektüre und Arbeit beschäftigen, studieren, in Krankenhäusern, Schulen, Wohlfahrtsanstalten u. s. w. thätig sind. Hier können sie keinen Schritt gehen, ohne die Notwendigkeit zu fühlen, die allgemeine Frauenscham zu überwinden. Ernsten Frauen gelingt dies auch in gewissem Alter nicht schwer. In den Backfischjahren, bei Perversen, bei Ungebildeten, bei Sensitiven hingegen liegen beide Schamempfindungen noch verknotet in einander, so daß nichts die allgemeine Scham berühren kann, ohne zugleich die persönliche empfindlich zu treffen. Verheirateten ist natürlich die Trennung beider Empfindungen leichter als Unverheirateten; Aelteren leichter als Jüngeren; Kälteren bequemer als Heißblütigen; Phantasielosen, Unempfindlichen ohne Kombinationsvermögen der Sinne eher möglich als Phantastischen, Erregbaren; seelisch und geistig Ausgefüllten schneller als Müßigen; individuell Reicheren und Feineren, die schneller zwischen sich und Anderen in ihrem Gefühle unterscheiden, früher als Konventionellen.

Das Pflichtbewußtsein überwindet die allgemeine Geschlechtsscham (der bequemste Hebel für Frauen, zumal wenn sie Mütter geworden sind, ist der Umgang mit Kindern), die persönliche aber nur die Liebe. Eine Frau kann medizinische Bücher schreiben und doch in Bezug auf sich selbst von der Verschämtheit und Verletzlichkeit eines Backfischs sein; und ebenso natürlich umgekehrt. Dieselben Frauen, die, ohne zu erröten, öffentlich die gewagtesten Dinge sehen und hören können (in Museen, im Theater, in der Vorlesung), können es doch oft nicht ertragen, daß der einzelne Mann, selbst eine einzelne Frau, mit ihnen

erotische Fragen bespricht, während sie gar die Erinnerung an ihre persönliche Sexualität auf das peinlichste berührt. Und ebenso, umgekehrt, macht es dem einzelnen Weibe oft nichts, privatim zu schweinigeln oder Schweinigeleien zu hören, während sie sich publice, in der erweiterten Sphäre ihres Schamgefühls, schämt und ängstigt, sich z. B. empört, von der Bühne herab dasselbe zu hören; und keineswegs immer, wie der entgegengesetzte Fall lehrt, aus Feigheit und bewußter Lüge, sondern aus einer Bewußtseinsspaltung in privates und öffentliches Leben, woraus erst Feigheit und Lüge im Geschlechtlichen als Folge entstehen.

Die persönliche Scham der Frau wird paralysiert durch Gewohnheit, die die Erotik nicht mehr zum Bewußtsein kommen läßt: gegen Verwandte, Jugendfreunde, im Beruf, z. B. für Künstlerinnen, aber auch bei der Dirne, deren Geschlechtsempfindungen bald abgestumpft sind; beim gänzlichen Fortfall des Geschlechtsreizes: gegen Kinder, Greise, Tiere, Rassenfremde und sogar Standesgetrennte, z. B. Untergebene, vor denen sich manche Frauen außerordentlich schamlos benehmen, aber auch die andern, wenn sie sich schämen, anders schämen als vor dem gleich oder höher stehenden Manne, sexuell ebenso wie kulturell; und drittens in der Gefahr, sobald der Lebens- den Geschlechtswillen überschlägt, die Selbsterhaltung den psychischen Mechanismus der Liebe abstellt, die Liebe, die stets ein Kraftüberschuß ist, eine Depression erleidet: gegen Aerzte, Retter bei Feuersbrunst, Schiffbruch u. s. w. — Hingegen überwunden wird die persönliche Scham nur vom Geliebten, und im Zustande der Liebe; und zwar in jedem Falle aufs neue überwunden. Denn die Liebe ist es, die die allgemeine Schamhaftigkeit ins persönliche konzentriert. Nach der Fähigkeit und dem Grade dieser Konzentration kann man beinahe die Art und die Stärke der Liebe beurteilen. Bei Dirnen pflegt

diese gänzlich zu erlöschen. Aber sofern sie noch lieben kann, vermag die Liebe auch aus ihr eine virgo immaculata zu machen. Denn die Liebe giebt ihr die persönliche Frauenscham wieder; und zwar in jedem Falle. Die Liebe ist für die Frau eine Art psychischen Nachwuchses der Schamhaut.

Ueber der persönlichen giebt es indeß noch eine persönlichste und intimste Scham, die selbst vom Geliebten und Ehegatten geschont sein will. Es ist dasjenige, was eine Frau als ihr eigenstes Geschlechtsgeheimnis geachtet wissen möchte. Es kann ein bestimmtes Gefühl, es kann aber auch ein Toilettengeheimnis sein. Hier die Grenze zu kennen und zu achten, ist die feinste Diplomatie der Liebe und die sicherste Taktik des Umgangs nötig. Denn hier gilt es, zuweilen selbst bei der Schamlosen, noch etwas zu schonen. Dies allerpersönlichste, festest Verschlossene kann aus den verschiedensten Sphären des Menschen stammen. Ob eine Narretei, ob eine Furcht, eine Eigenart, es deutet fast immer auf das spezifisch körperliche oder seelische Problem des einzelnen Weibes hin, dahin, wo ihr Persönliches sterblich ist. Während z. B. die modernen Frauen im Allgemeinen ihre Geschlechtsscham unschwer überwinden, wenn sie ihren Busen enthüllen sollen, es kostet auch Mädchen, die sonst in ihrem Geschlechtsempfinden anständig und sogar harmlos sind — so groß ist auch hier die Macht der Suggestion — keine Ueberwindung, halbnackt auf Bällen zu erscheinen; — so giebt es doch auch wieder Frauen, die selbst dem Geliebten im Ehebette nicht den Anblick dieses vielgepriesenen Körperteils gewähren. Bei den Griechinnen fing der Zynismus der Frauen, anders als bei den Modernen, von unten an. Man trug das Kleid seitwärts geschlitzt bis zur Hüfte und ließ Unaussprechliches ahnen, ja sogar schauen, während oben bis zum Halse oder doch zur Schulter Alles fein säuberlich bedeckt war. Man ist in

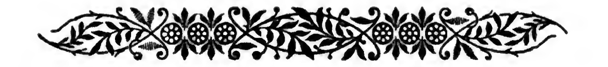
Berlin gewöhnt, viel Entblößtes auf der Bühne zu sehen. Aber als die Réjane zum ersten Male mit stark dekolletiertem Rücken erschien, da zischte man. Denn diese neue öffentliche Ueberwindung der Scham war hier noch ein Ereignis. Man schämte sich also noch des weißen Frauenrückens, während man ihre vordere Ansicht bis zum Nabel bereits als etwas Selbstverständliches erachtet. Die Trachtengeschichte ist für die Entwicklung und Eigenthümlichkeit des weiblichen Schamgefühls sehr lehrreich. Nur daß diese Eigenthümlichkeit noch heute ihre Fortsetzung bei der einzelnen Frau finden kann. Die Koketterie der weiblichen Erotik findet in der Mode und Toilette der einzelnen Frau allgemein ihren entsprechenden Ausdruck.

Manche Frau verliert mit dem allgemeinen das persönliche Schamgefühl, manche hingegen gewinnt es erst; die meisten freilich verlieren mit dem persönlichen das allgemeine. Dies gilt auch in ihrer Art von der Ehre. Man kann sehr leichtsinnig in der Behandlung der Standesehre und sehr reizbar und streng in der der persönlichen sein, und ebenso umgekehrt. Nur daß die Frauen in dieser Unterscheidung und Entwicklung, wenigstens zum Teil, weiter zu sein scheinen, als wir mit unserem Ehrgefühl. Ein Mann, der seine Standesehre verliert, hat kaum noch eine persönliche. Die Differenzierungen sind bei der Frau heute mannigfaltiger und feiner, und vor allen Dingen erkennbarer geworden, was sie offenbar der modernen Kunst und Litteratur zu verdanken hat, die sich fortgesetzt und eindringlich mit diesem ihrem Grundproblem beschäftigen. Vom erotischen Zynismus in der modernen Litteratur profitiert gerade die anständige Frau für die Entwicklung ihres sexuellen Lebens am meisten. Es ist nicht zufällig, daß Naturalismus und Frauenemanzipation geschwisterlich in die Erscheinung traten; es sind Zwillinge.

In derselben Weise die Mannesehre zu erkennen und zu entwickeln ist Kunst und Theorie der Pädagogik. Man vergleiche, wie viele Werke das Liebesleben des Weibes, und wie wenige die Erziehung des Mannes zum Gegenstande haben. Ohne große Kunstoffenbarungen aber bleiben die Gelehrten führerlos; sie tappen im Finstern und treiben meistens Albernheiten. In Bezug auf die Mannesehre und -erziehung sind die Theoretiker gewissermaßen noch Scholastiker; denn die Anschauung von den Dingen ist ihnen noch nicht durch die Kunst vermittelt, wie denen, die sich mit Frauenproblemen befassen. Beweis: die fast brutale Dummheit in der Psychologie unserer Kriminalisten. Zu einer Psychologie der Strafe fehlen sogar noch die Voraussetzungen. Selbst erfahrene und liebevolle Lehrer oder Erzieher wissen von dieser Psychologie noch rein gar nichts. Sie verbannen den Stock und sind doch rohe Tölpel, die zahllose Verbrechen und Entartungen auf dem Gewissen haben. Dasselbe Kind, dem eine tüchtige Portion Prügel, selbst rohe Züchtigung nichts thut, kann durch ein einziges Wort scham- oder ehrlos oder beides gemacht werden. Frauen aber sind in der Erziehung fast noch roher, jedenfalls aber dümmer als die Männer. Man muß als Frau, um eine tüchtige Erzieherin zu sein, die guten Instinkte und die Liebe der Mutter und zugleich den sicheren Verstand und die bildende Kraft des Mannes haben und vom feinsten, doppelt-geschlechtigen Taktgefühl sein. Die gewöhnlichen Erzieherinnen aber, unverheiratet und vom Leben in ihren wichtigsten Ansprüchen betrogen, geben das schlechteste Erzieher-Material, das zur Verwendung kommen kann. Gerade die unversorgten und instinktverbildeten Mädchen zur Erziehung zu benutzen, ist ein geradezu frivoler und verhängnisvoller Verlegenheitswitz der Gesellschaft, wie die ganze Behandlung der modernen Frauenfrage. Zahlreichen Frauen das Recht auf die Mutterschaft

versagen und sie zum Ersatz in einen mütterlichen Beruf einstellen ist ein Widerspruch in sich und eine Grausamkeit gegen die Erzieherinnen und die zu Erziehenden gleichmäßig. Nämlich von diesen Mädchen verlangen, daß sie einiges vom Wichtigsten nicht erfahren und es doch wissen sollen, heißt: ihnen verwehren, die allgemeine Geschlechtsscham zu überwinden, was in den weitaus meisten Fällen einzig durch die Ehe oder ein eheliches Zusammenleben mit dem Manne geschieht, und sie dann da hinstellen, wo sie sie bereits überwunden haben müßten. Uebrigens überwindet die Frau die allgemeine Scham am leichtesten noch auf legalem Wege, weil ihr, die so schwer und so selten über die Konvention hinauskommt, so Gelegenheit wird, die Konvention durch die Konvention zu überwinden. Deshalb würden sich verheiratete Frauen unzweifelhaft noch eher zur Erziehung eignen. Aber die können meist nicht Erzieherinnen werden, eben weil sie verheiratet sind. Man soll jedoch einen Widersinn nicht durch einen Unsinn besiegen oder ausgleichen wollen.

Jedenfalls liegt hier der Knotenpunkt der ganzen Frauenfrage. Schamvoll und ehrbar, wissend und handelnd, unberührt im Gedränge stehend, das ist ein bischen viel verlangt von dem schwachen Geschlecht. Man fordert gar nichts Anderes von ihr, als daß sie aus der Keuschheit den modernen Erlöser gebäre: das Wunder — und glaubt dabei sehr wissenschaftlich und sehr politisch zu sein. Wahrlich, unsere Gesellschaft muß noch sehr viel intakte Gesundheit in sich bergen, um so viele Instinktumkehrungen zu ertragen. Die erste Folge hat sich freilich längst erkenntlich gemacht: die grundsätzliche Verlogenheit der modernen Gesellschaft, namentlich in Liebes- und Ehrensachen.



Liebe und Kultur.

Eines Tages merkt der Mensch, daß der Gegenstand seiner Liebe bei seiner Liebe gar nicht mehr das Wesentliche, nicht einmal das Wichtigste ist. Der Gegenstand ist nur Mittel, Anregung, Instrument. Es kommt viel, aber nicht alles darauf an, auf welchem Instrument der Geiger spielt. Ein Meister kann und ist wohl oft, aber er muß nicht auf sein Instrument allein angewiesen sein.

Zwar ist es seine eigene Geige, der er seine edelsten Weisen entlockt (und es giebt solche, die nur noch auf der eigenen spielen können, wie es Geigen giebt, auf denen nur Einer spielen kann, sie werden ein Stück Persönlichkeit, Klang der individuellen Seele); die meisten jedoch können auf jeder spielen, wenn auch weniger gut. Die Virtuosität des Meisters wird erkauft durch die Uebung auf fremden Geigen, er wird nur Meister erst auf der eigenen. Gelernt und geübt hat er jedenfalls einst auf der Schüler-Geige und dem stummen Instrument. Und diesen Dienst leistet dem Erotiker zuweilen das kleine Mädchen und die Dirne. Des Instrumentes Stolz ist, sich dem Stümper zu versagen, seine Rache und Selbsthilfe, ihm in die Ohren zu schrillen; und seine Verzweiflung rettet

es manchmal, wie in der Musik, so in der Liebe, die ja überhaupt Verwandte sind.

Und so wie die Kunst des Meisters, wenn auch nicht auf jedes, zuweilen aber auch auf jedes Instrument übertragbar ist, so ist auch die Liebe übertragbar. Und das wird ihre Freiheit aus den Fesseln des Objekts. Sie ist ein Fonds von Gefühl, von angestauter Kraft, Ueberfluß, Abhängigkeitssinn, Bethätigungslust, dem das Objekt die Richtung weist. Dies ist also das Zufällige oder doch Sekundäre. Die Richtung kann auch geändert werden. Bei den meisten, den Durchschnittsmenschen und Entwicklungsarmen, indem sie sich immer wieder, gewöhnlich sogar in einen gleichartigen Gegenstand verlieben, in denselben Typus Mann oder Weib, oft sogar mit sklavischer Abhängigkeit an denselben oder einen ähnlichen Leibesumfang, denselben Gesichtstypus, Menschen desselben Standes, gleichartige Charaktere u. s. w., und indem sie jedesmal glauben, der oder die letzte, das wäre das wahre, das endlich gefundene, nun für alle Ewigkeit beglückende Gegenstück ihrer Natur. Erste Liebe ist weiter nichts als das Gefühl in seiner Frische, totale Verwechslung von Gefühlserreger und dem Gefühle selbst; man liebt scheinbar noch um der Person, die ein Held oder ein Engel ist, nicht um der Liebe willen.

Größer veranlagte und edlere Naturen jedoch emanzipieren sich von dem Gegenstande; oder, wenn er ihnen davonläuft, sie nicht erhört, untreu wird, dem Gesichtskreise entschwindet, dann übertragen sie die Liebe schließlich auf höhere, bez. allgemeinere Gegenstände, wie die Kunst, das Vaterland, die Menschheit. Für verheiratete Frauen sind bekanntlich die Kinder die besten Ableiter der Liebe, sogar wenn sie sich vordem auf deren Vater bezog. Mutterliebe ist fortgesetzte, varriierte, gesänftigte Geschlechtsliebe. In der Mutterliebe wird die Geschlechtsliebe der Frau aktiv. Ein großer Teil der

Kunst, namentlich alle Liebespoesie, was ist sie anders als verspätete Liebeserklärung? Und nun erst wirklich Erklärung! Das Liebesgestammel des jungen Lyrikers wird eines Tages ein Gedicht, oft, wenn er den Gegenstand der ersten Liebe schon längst vergessen hat. Ist sich der Lyriker dieses Uebergreifens und Hinausgehens seiner Liebe über den Gegenstand der Liebe selbst bewußt, dann ruft er erstaunt: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ Die Kunst aber ist immer ein Zeugnis irgend einer Liebe. Oeffentliche Thätigkeit, sofern sie aus dem Herzen kommt, ist nichts als eine erweiterte Liebesbethätigung. Ein zurückgehaltener Liebesdrang bricht sich Bahn in freiere Ebene. Es ist nicht zufällig, daß unglückliche Liebe so oft das Motiv der Mädchen wird, sich dem öffentlichen Liebesdienste, als Krankenpflege u. drgl., zu widmen.

Ein reiches Herz erschöpft sich nicht so leicht in einem einzelnen Gegenstande. Es sei denn, daß es mit seiner Liebe nicht haus zu halten verstand; oder es ist so schwerfällig, daß es über den ersten Anlaß der Liebeserregung nicht hinwegkommt. Am gebrochenen Herzen stirbt man nicht oder geht man nicht zu Grunde in Folge seiner Liebe, sondern nur in Folge seines Temperaments und allgemeiner seelischer Depression (Melancholiker, Kranke, Unglückliche); wer sich aus Liebesgram erschießt, thut es aus Mangel an erotischer Phantasie und Produktivität. Immer aber sind es die ärmeren, kleineren, unfreien, beschränkten, bedauernswerten Naturen, die von den in der Liebe produktiven Männern und Frauen, den Art- und Familienbildern, denen, die ihre Liebe geschlechtlich oder im großen Stile öffentlich bethätigen müßen, verachtet werden. Sie haben sich durch die Liebe vielleicht in eine gewisse Sonnenhöhe des Lebens zu schwingen gehofft und sehen sich nun trostlos wieder in die Nacht zurückgeschleudert; oder sie

finden in der Liebe, zumal diese ohnedies einen Geschlechts-, Individualitäts- oder Kulturkampf darstellt, ihre Niederlage. —

Wer dagegen mit seinem Gefühle überhaupt nicht an eine einzelne Person gebunden ist, der verpflanzt seine Liebe eines Tages auch auf andere, größere Gegenstände, hebt sie in höhere Sphären, wird Philanthrop, Künstler, Schwester (das starke geheime Motiv aller Frauenbestrebungen, auch der modernen auf die Emanzipation gerichteten). Die Religionsstifter sind große, pantheistisch angelegte Liebhaber. Wenn die Liebe ganz frei wird und sich von allen Objekten losgemacht hat, ist man ein Heiliger. Don Juan war der Virtuos, Jesus aber das Genie der Liebe. Sie wird weltenweit und umspannt die ganze Menschheit, auch die neugeborenen Geschlechter, in Buddha sogar noch die stumme Kreatur. Das ist das Geheimnis, wie man aus Liebe Asket werden kann. In jeder Gemeindebildung und Jüngerschaft spielt sich viel Erotik ab. Alle Sektenbildner sind verliebte Naturen, und wenn sie Philosophen sind, wissen sie es, und sprechen sehr geistreich bei Gastmählern davon, was man dann nicht verstanden zu haben braucht und platonische Liebe nennt. Und oft wird man Philisoph oder Religiosus rein aus Ekel vor den Gegenständen der Jünglings-Liebe. Und wenn man das physisch-erotische Ereignis wieder nicht versteht, nennt man das „Tolstoische Lehre." Alle Heiligen litten am Weibe Schiffbruch oder überwanden das Weib. Es war ihrem Liebesgefühl oft nur ein Hebel in höhere Sphären, der Damm, über den der Strom erst mußte, um sich in die weite Ebene zu ergießen. Aus Dankbarkeit verachteten sie nachher das Weib und ersannen für sich, ihre Ordensbrüder, ihre Gemeinde oder die ganze Menschheit fürchterliche Ehe- und Liebesgesetze, die oft gar keinen anderen Zweck verfolgen, als die ganze

Menschheit zu vernichten. Sie hatten sie thatsächlich „zum Fressen lieb."

Unglückliche Liebe, wenn sie Größe zur Voraussetzung hat, nicht zur Versimplung führt oder das Gefäß sprengt, wird so ein Kulturfaktor. Man kann beinahe sagen: keine große Kunst, keine edle That, kein schöpferisches Werk ohne unglückliche Liebe. Wer in seiner Liebe nicht den ersten großen Schmerz erlebt hat, kommt über den Stumpfsinn des persönlichen Daseins nie hinaus. Glückliche Liebe ist der Pfad zur Heerstraße der Menschheit. Alle großen Naturen haben zum andern Geschlecht ein merkwürdiges Verhältnis gehabt. Wenn uns die Dichter so viel mit ihrer Liebe langweilen so muß man ihnen zu Gute halten, daß es die Liebe war, welche ihre Kunst wie die ganze Kultur wachgeküßt oder wachgepeitscht hat. Es sind nicht umsonst meist die dekadenten, die verzweifelten und resignierten Naturen, die die Menschheit oder ihr Geschlecht über sich hinaus führen. Die Resignation nämlich ist das große Energie-Reservoir des Lebens, das nach Mißlingen in einer Hauptform in Nebenformen ausströmt Lebens-Resignation z. B. kommt als Kunst und Weisheit, Kunst-Resignation als Kritik heraus. —

Die Kultur der Alten ging hervor aus einem starken Vater- und Autoritätsgefühl, das Staaten bildend wirkt; die der neueren Zeiten aus einem starken Liebhaber- und Anbetungsgefühl, das Religionen stiftend wirkt; die der Zukunft vermutlich, die unter dem Zeichen des großen Pantoffels stehen wird, aus einem erweiterten Mutter- und Fürsorglichkeitsgefühl, das Gesellschaft erhaltend wirkt. Nur, daß jedes Geschlecht und jedes Zeitalter, ja jeder einzelne Mensch seine Antike, sein Christenthum und seine Reaktion in kleineren Zwischensätzen wieder hat, wie nach Häckel das Individuum im Mutterleibe einen Abriß der ganzen Entwicklungsleiter darstellt, wie die Jugendzeit des Menschen die Epoche der Menschheit in

der Abkürzung noch einmal erlebt: die Stufe der Wilden, das Zeitalter des Heroismus (im Stadium der Indianerlektüre und Kriegsabenteurerlust), die Periode der Ritterlichkeit (bei anbrechender Pubertät). Die Art aber der Liebe ist für jede Epoche das feinste Charakteristikum, ist jedes Menschen besonderes Kriterium.



Von demselben Verfasser sind bisher erschienen:

Litterarische Volkshefte. Berlin. Verlag von Richard Eckstein Nachf. (Hammer und Runge) 1887—89.

Heft 2. Henrik Ibsen und das Germanenthum in der modernen Litteratur 1887.

Heft 7. Ernst von Wildenbruch und das Preußenthum in der modernen Litteratur 1888.

Deutsche Litterarische Volkshefte. Berlin. Verlag von Brachvogel und Ranft 1889—90

Heft 2. Gottfried Keller oder Humor und Realismus 1889.

Haben wir überhaupt noch eine Litteratur? Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert und Ronge 1888.

Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. München. Verlag der Münchener Handels-Druckerei und Verlagsanstalt, M. Poessl 1892.

Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt. Rütten und Loening 1896.

Der Uebermensch in der modernen Litteratur. Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen 1897.

In Vorbereitung:

Gefesselte Kunst. Berlin. Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly.)

Demnächst erscheint:

Henrik Ibsen. Studien. Köln a. Rh. Verlag von Albert Ahn.

Buchdruckerei E. Brückmann
Berlin W. 66.
Wilhelm-Straße 47. * Mauer-Straße 80.

